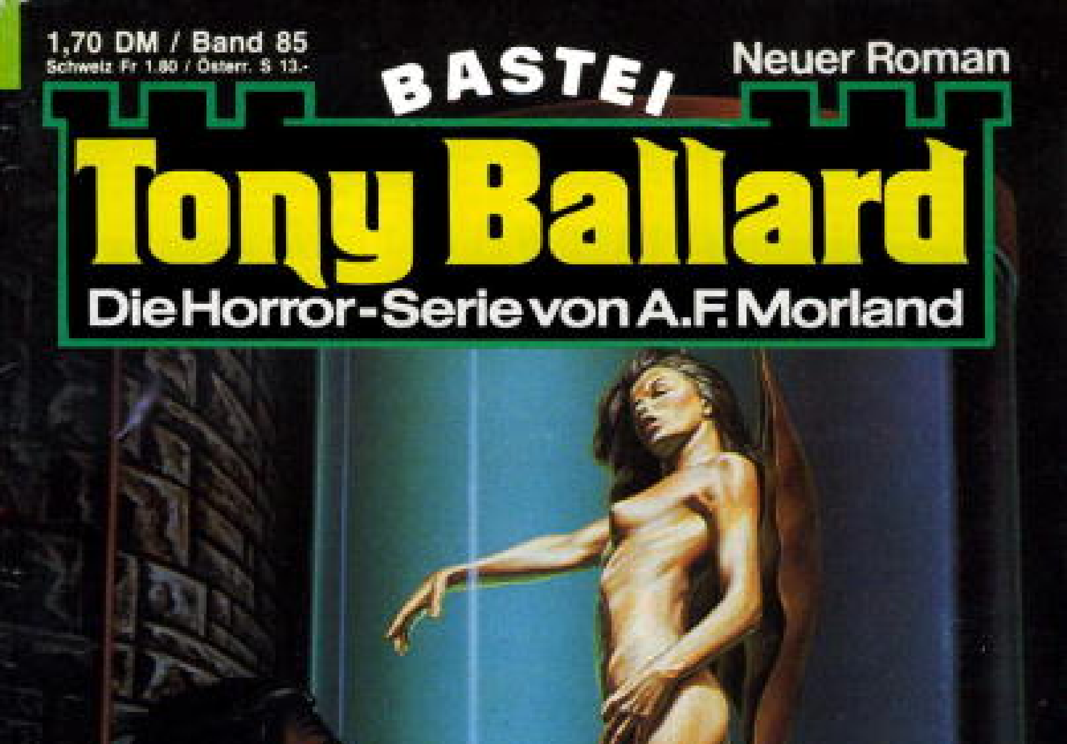


Professor Kulls Blutnixe



Professor Kulls Blutnixe

Tony Ballard Nr. 85

Teil 1/2

von A.F.Morland

erschienen am 20.12.1985

Professor Kulls Blutnixe

Die Haie schwammen nervös hin und her. Etwas schien sie aufzuregen. Schlank waren ihre kräftigen Leiber, spitz und flach die Schnauzen, und eine kalte, grausame Gier glitzerte in ihren Augen.

Geschmeidig und lautlos glitten die grauen Killer durch das Wasser, unermüdlich, das Maul halb offen, damit das Wasser durch die Kiemen strömen konnte.

Tod und Verderben verkörperten sie für die meisten Menschen.

Der Mann, den sie fressen würden, hieß Edgar Loy.

Er lebte noch.

Noch…

Loy duckte sich. Ganz klein machte er sich hinter den mit Bougainvilleas bewachsenen Bäumen, um nicht gesehen zu werden. Kleine Schweißtröpfchen glänzten auf seiner Stirn. Süßlicher, intensiver Blütenduft kitzelte in seiner Nase. Wenn er jetzt nieste, war er verloren, dann wußten die Kerle, wo er sich versteckt hatte.

Edgar Loy war ein mittelgroßer Mann mit leicht angegrauten Schläfen. Er arbeitete für den amerikanischen Geheimdienst CIA und befand sich seit einer Woche auf den Bahamas, diesem Paradies für Touristen.

Aber es kamen auch andere hierher. Killer zum Beispiel, und die waren hinter Loy her. Mochte der Teufel wissen, wie sie ihm auf die Spur gekommen waren.

Auf einmal hatte er sie auf den Fersen gehabt, und sie hatten ihn sofort stellen wollen. Gleich hinter dem Hotel, in dem er wohnte. Es war ihm gelungen, sie auszutricksen und sich hier zu verstecken, aber sie waren besser als Polizeispürhunde. Deshalb war es auch nur eine Frage der Zeit, bis sie ihn gefunden haben würden.

Aus siebenhundert Inseln und zweitausend Cays (kleine und kleinste Korallenbänke und Felsen) bestehen die Bahamas. Loy befand sich auf Great Exuma Island, und die Stadt, in deren Nähe er sich verkrochen hatte, hieß Steventon.

Tropische bis subtropische Natur umgab ihn, aber er hatte für deren üppige Farbenpracht kein Auge. Man weiß sich mit der Schönheit der Natur nichts anzufangen, wenn einem zwei gefährliche Killer im Nacken sitzen.

Verdammt, und er hatte seinen Revolver zu Hause gelassen.

Ihm wäre bedeutend wohler gewesen, wenn er den Ballermann bei sich gehabt hätte. Dann hätte er sich garantiert nicht versteckt. Er wäre nicht einmal davongelaufen, sondern hätte den Kerlen gezeigt, was es heißt, sich mit einem bewaffneten, solide ausgebildeten CIA-Agenten anzulegen.

Er hörte das Knacken eines trockenen Asts und zuckte zusammen. Vorsichtig drückte er Blätter beiseite, und dann erblickte er einen der beiden Kerle, die es auf ihn abgesehen hatten.

Loy fiel das Taschenmesser ein, das er bei sich trug. Schnell holte er es heraus und klappte die Klinge auf, ohne ein Geräusch zu verursachen.

Da er den anderen Killer nicht sah, rechnete er sich gute Chancen aus, mit dem Mann, den er beobachtete, fertigzuwerden.

Okay, dachte er. Du willst es nicht anders haben. Dann komm näher!

Er fragte sich, für welchen Geheimdienst die anderen tätig waren. Wie Russen sahen sie nicht aus. Er tat sich schwer, sie irgendeiner bestimmten Menschenrasse zuzuordnen.

Der Mann, den Loy beobachtete, hielt eine großkalibrige Waffe in der

Faust. Damit konnte man Flugzeuge vom Himmel herunterschießen. Loy duckte sich noch mehr zusammen. Sehr nahe war der Kerl jetzt schon. Die nächsten Augenblicke würden eine wichtige Entscheidung bringen.

Aufgeregt wartete Edgar Loy. Der Mann stapfte schwer an den Bougainvilleas vorbei, und somit auch an Loy. Der CIA-Agent regte sich nicht. Er atmete nicht einmal mehr.

Als der richtige Moment gekommen war, flitzte er hoch. Mit einem weiten Satz brachte er sich hinter den Killer. Man hatte ihm beigebracht, wie man in solchen Situationen überlebte, und er war einer der Gelehrigsten gewesen. In den Trainingscamps hatte man sich seinen Namen gemerkt, und im Einsatz zeichnete er sich immer wieder durch beispielhaften Mut und große Tapferkeit aus.

Blitzschnell setzte er die Klinge an.

Und dann zog er durch…

Der Killer hätte zusammenbrechen müssen, doch Edgar Loy erlebte eine Überraschung, die ihn aus der Fassung brachte.

Die scharfe Klinge schnitt nur die Haut auf, tiefer kam sie nicht, denn dann traf sie auf besten, widerstandsfähigsten Stahl. Der Killer sah nur aus wie ein Mensch, war jedoch keiner.

Er war eine Mensch-Maschine.

Ein Cyborg!

***

Pater Laurentius sah so gut aus, daß er als Dressman hätte arbeiten können, und bestimmt konnten viele Frauen nicht verstehen, daß er Priester geworden und damit für das weibliche Geschlecht verloren war.

Er war noch relativ jung, aber er wurde seiner Aufgabe seit einigen Jahren zur Zufriedenheit der Obrigkeit gerecht. Bisher hatte er keine eigene Kirche gehabt, doch nun war ihm eine Gemeinde anvertraut worden, und er fragte sich, wie er es schaffen sollte, in die großen Fußstapfen seines Vorgängers zu treten - was sich allerdings nicht nur auf die Schuhgröße bezog.

Pater Severin war in jeder Hinsicht ein einmaliger Mann gewesen. Die Lücke, die sein Ausscheiden hinterließ, konnte von niemandem ausgefüllt werden, das war unmöglich, und das wußte man auch in Kirchenkreisen. Niemand verlangte das von Pater Laurentius.

Pater Severin, der sympathische, vierschrötige, schlagkräftige Priester war zwar nicht tot - aber so gut wie… Verloren für die Kirche, für die Gläubigen, für seine Freunde und für sich selbst.

Mehr als andere Priester hatte er sich gegen die Hölle eingesetzt. Ohne Rücksicht auf seine Person zu nehmen, hatte er allzeit gegen das Böse gekämpft und großartige Erfolge errungen.

Doch nun hatte die schwarze Macht zurückgeschlagen und einen Volltreffer gelandet. Und dabei hatte Pater Severin noch Glück im Unglück gehabt, denn es hätte noch schlimmer kommen können.

Da die schwarze Attacke im Pfarrhaus während eines Exorzismus erfolgte, wurde Pater Severin nicht getötet. Die Konfrontation mit dem Bösen paralysierte lediglich den Geist des Priesters. Er konnte nicht mehr denken, nicht mehr reden, nahm nicht mehr Anteil an dem, was um ihn herum passierte.

Es war eine andere Form vom Totsein, die Pater Severin getroffen hatte…

Plötzlich klopfte es.

Pater Laurentius erhob sich und verließ den Raum, um das schwere Pfarrhaustor zu öffnen.

»Tony«, sagte er erfreut und trat zur Seite. »Kommen Sie herein.«

Und Tony Ballard betrat das Pfarrhaus mit ernster Miene.

***

Edgar Loy ließ den Roboter los. Die Mensch-Maschine schwang augenblicklich herum und eröffnete das Feuer auf den CIA-Agenten. Wie ein Hase, der gejagt wird, sprang Loy im Zickzack durch Büsche und immer wieder hinter Bäume, während hinter ihm die großkalibrige Waffe wummerte. Die Kugeln fetzten Blätter von den Zweigen und rissen lange Holzsplitter aus den Baumstämmen. Das Krachen der Schüsse rief den zweiten Killer herbei, der mit Sicherheit auch ein Cyborg war, und nun versuchten sie gemeinsam, den CIA-Agenten in die Zange zu nehmen.

Loy rannte um sein Leben. Jede Deckung nutzte er aus, und wäre er nicht so gut ausgebildet gewesen, hätten ihn die Killer-Maschinen schon längst erledigt.

Wieder wummerte eine Waffe, und diesmal traf ein verdammt harter Schlag die Schulter des Amerikaners. Er stöhnte auf. Der Schlag war so wuchtig, daß es ihn von den Beinen riß.

Er kugelte in eine Mulde, rappelte sich gleich wieder auf die Beine und rannte torkelnd weiter. Sein linker Arm hing wie ein Fremdkörper herab, baumelte kraftlos und unkontrolliert hin und her. Ein großer Blutfleck war an seiner Schulter zu sehen, und eigentlich hätte ihn der Schmerz halb verrückt machen müssen, aber er spürte nichts. Das war der Schock. Doch er wußte, daß der Schmerz bald kommen würde.

Blut tropfte unaufhörlich von seinen Fingern.

Cyborgs!

Verflucht noch mal, wer hatte ihm die Killer-Maschinen auf den Hals gehetzt?

Er stolperte unter hohen Palmen durch. Mit jedem Blutstropfen verlor er Kraft, während die Mord-Roboter immer stark bleiben

würden. Für sie gab es keine Energieprobleme.

Die Blutfährte, die er hinterließ, war gut sichtbar. Loy mußte einen Ort erreichen, wo es Menschen gab. Vielleicht schaffte er es, unter Touristen unterzutauchen.

Aber gab er sich da keiner falschen Hoffnung hin? Würden ihn die Cyborgs nicht überall aufstöbern? Jemand hatte sie auf Mord programmiert, und den würden sie ausführen - egal, wo sich Loy befand.

Selbst inmitten vieler Menschen würden die Mord-Roboter keine Skrupel haben, ihn zu töten. Niemand konnte sie daran hindern. Sie waren unverwundbar. Unbeirrt würden sie überall ihr Ziel ansteuern, und sie würden sich erst zurückziehen, wenn Edgar Loy nicht mehr lebte.

Es gab in der Nähe eine Hai-Show.

Erleben Sie die Killer der Meere hautnah! So stand es auf den grellen Plakaten, die überall in Steventon zu sehen waren. *Haben Sie einem Hai schon einmal aus nächster Nähe in die Augen gesehen? Bei uns können Sie es - gefahrlos! Auge in Auge mit den blutrünstigsten Bestien, die es gibt!* In dieser Tonart ging es weiter, und die Touristen kamen von weither, um sich zu gruseln.

Und dorthin war auch Edgar Loy unterwegs, denn dort waren die vielen Menschen, zwischen denen er mit einigem Glück vielleicht doch untertauchen konnte.

Allmählich setzten die Schmerzen ein, und manchmal drehte sich vor Loys Augen alles. Verdammt, wie sollte er das noch schaffen? Er blickte nicht zurück, dazu war keine Zeit. Er schaute nur nach vorn, denn dort war die Rettung, das Leben. Hinter ihm war nur der eiskalte Tod!

Die Cyborgs schossen nicht mehr. Hatten sie ihre Magazine geleert? Trugen sie keine Reservemagazine bei sich? Ihr Problem. Loy erreichte eine weiße, nicht allzu hohe Mauer. Atemlos überkletterte er sie. Ein großer nasser Blutfleck blieb daran kleben.

Jenseits der Mauer ließ er sich in hohes Gras fallen, federte ab, richtete sich sofort wieder auf und rannte weiter.

Jetzt befand er sich auf dem Gelände, auf dem die Hai-Show gezeigt wurde. Unter Palmen standen Wohnmobile beisammen. Ohne viel nachzudenken, eilte Loy darauf zu.

Einmal war es ihm schon gelungen, die Cyborgs auszutricksen. Warum sollte er das nicht noch einmal schaffen? Er mußte das tun, womit sie nicht rechneten.

Sie nahmen bestimmt an, er wollte in der Menschenmenge untertauchen und ursprünglich hatte er das auch vorgehabt, doch nun sagte er sich, daß er genau das nicht tun dürfe.

Es war besser, sich in einem der Wohnmobile zu verkriechen. Er griff

nach seinem linken Arm und wickelte ihn ins Jackett, damit das Blut nicht mehr auf den Boden tropfte. Der Stoff sollte das Blut aufsaugen.

Wie groß war sein Vorsprung? Er wußte es nicht. Sehr groß bestimmt nicht.

Immer wilder pochte der Schmerz in seiner Schulter. Die Cyborgs schienen eine Spezialmunition verwendet zu haben. Gewöhnliche Kugeln rissen nicht so riesige Löcher.

Loy preßte die Zähne zusammen. Er erreichte die Wohnmobile, versuchte die Tür des ersten zu öffnen, doch es war abgeschlossen. »Verdammt!« entfuhr es ihm.

Er eilte weiter. Die Schwindelanfälle wurden zunehmend schlimmer. Das kam vom starken Blutverlust.

Auch das zweite Wohnmobil war versperrt, aber beim dritten hatte er Glück. Er riß die Tür auf, hob das Bein nicht hoch genug, rutschte vom Aluminiumtrittbrett ab und fiel in den Wagen.

Der Schmerz, der daraufhin in seiner Schulter explodierte, wollte ihn wie ein waidwundes Tier aufbrüllen lassen. Er konnte den Schrei nur mit Mühe unterdrücken, stöhnte laut und knirschte mit den Zähnen. Einige Herzschläge lag er still, dann wälzte er sich auf den Rücken und schob sich weiter in das Wohnmobil hinein.

Er zwang sich, sich aufzusetzen, und die Tür zu schließen. Dann schleppte er sich zu einer gepolsterten Sitzbank und sank erledigt darauf nieder. So elend hatte er sich noch nie gefühlt. Unendlich schwach war er geworden, und sein Blick trübte sich. Die Schmerzen strahlten in den Körper und in den Kopf aus. Sie waren kaum noch auszuhalten.

Jetzt brauchst du sehr viel Glück, sagte sich Loy. Sonst bist du verloren.

Eine Menge Einsätze hatte er hinter sich, und er hatte sich überall gut durchlaviert. Noch nie war er so schwer verletzt worden. Noch nie hatte er es mit so gefährlichen Gegnern zu tun gehabt.

Ihm drohten die Sinne zu schwinden. Manchmal glaubte er, er habe die Augen geschlossen, dabei waren sie offen, und er sah nur Schwärze. Verbissen versuchte er gegen die Ohnmacht anzukämpfen. Aber es gibt Situationen, in denen der Wille allein nicht ausreicht.

Diese tiefe Schwärze legte sich immer öfter auf seine Augen.

Irgendwann würde sie nicht mehr weggehen, das wußte er. Dann würde er hier ohnmächtig liegen. Und hoffentlich fand ihn dann jemand und veranlaßte, daß man ihn in ein Krankenhaus schaffte. Er würde Bluttransfusionen bekommen, und man würde die Wunde versorgen.

Fanden ihn die Cyborgs, würde er nicht einmal mehr Zeit für sein Testament haben.

Wieder wurde ihm kurz schwarz vor den Augen, und als die

Schwärze wieder wich, sah er den Cyborg vor sich, dem er das Messer an die Kehle gesetzt hatte.

Die künstliche Haut, von einer normalen Haut nicht zu unterscheiden, klaffte weit auf, und blanker Stahl glänzte darunter.

Sie hatten Edgar Loy gefunden.

***

Neureich und eingebildet war Chuck Buchanan. Er hielt sich für den Größten - und dieses Prädikat verliehen ihm sogar seine Feinde: Sie nannten ihn den »größten Idioten unter der Sonne«. Er hatte keine Freunde und eckte überall an. Seit zwei Jahren wohnte er in London dort, wo's stinkvornehm und teuer war, aber er fand in der Nachbarschaft keinen Anschluß. Alle mieden ihn, als hätte er eine ansteckende Krankheit.

Er war weder gebildet, noch hatte er Manieren. Er war nichts weiter als ein bauernschlauer Flegel, der mit Schrott eine Menge Geld verdient hatte und nun dachte, alle müßten nach seiner Pfeife tanzen. Aber die meisten husteten ihm etwas. Nur jene, die für ihn arbeiteten, ließen sich seine Launen gefallen und hielten den Mund, wenn er sie ungerecht behandelte, um ihren Job nicht zu verlieren. Aber insgeheim wünschten sie ihm alles Schlechte, ohne daß sich ihr Wunsch jemals erfüllte.

Buchanan war rücksichtslos und egoistisch. Er ging über Leichen, kaufte Journalisten, bestach Politiker, schmierte hohe Beamte und vergrößerte auf diese unsaubere Weise sein Vermögen von Jahr zu Jahr.

Er war knapp fünfzig, hatte schütteres Haar und einen schweren Bauch. Seine Physiognomie hatte Ähnlichkeit mit einer Bulldogge, und er sah immer so aus, als wollte er gleich zubeißen. Freundlich erlebte man ihn nie. Wozu sollte er freundlich sein? Er war reich, das genügte. Man hatte vor ihm auf dem Bauch zu liegen.

Dieser Chuck Buchanan machte zum erstenmal Urlaub auf den Bahamas, und er benahm sich so, als wollte er die Inseln kaufen. Manchmal führte er sich sogar so auf, als gehörten ihm die Inseln bereits.

Da er nicht allein reisen wollte, hatte er Amanda Stone mitgenommen, ein hübsches dunkelhaariges Dummchen mit Traummaßen. Zu ihr war er wenigstens dann nett, wenn er was von ihr wollte. Was nicht zu selten vorkam.

Sie trug die heißesten Shorts, die er für sie hatte auftreiben können. Wenn er ihre süßen Pobacken darunter hervorlugen sah, wurde er immer ganz kribbelig.

Buchanan wollte alles sehen, alles auskosten. Er hatte gehört, daß die Wildschweine auf Abaco und Andros das ganze Jahr über gejagt

werden durften, und diesen Spaß wollte er sich nicht entgehen lassen. Mit dem Glasbodenboot waren sie schon gefahren, und Golf gespielt hatten sie auch schon.

Und nun waren sie hier auf Great Exum Island, um sich die tolle Hai-Show anzusehen.

Buchanan drückte dem Mädchen, das um zwanzig Jahre jünger war als er, einige Banknoten in die Hand und sagte: »Hier, Süße. Geh und besorge zwei Tickets. Aber ich will nur ganz vorn sitzen.«

»Vielleicht gibt's Tickets fürs Haibecken«, sagte Amanda kichernd.

»Du gehst mir mit deinen idiotischen Witzen auf den Geist«, brummte Chuck Buchanan unfreundlich.

»Nicht jeder kann so 'ne Intelligenzbestie sein wie du«, konterte das Mädchen.

»Du, sei nicht frech, sonst gibt's was aufs Maul.«

Amanda blickte sich schnell um, um sich zu vergewissern, daß das niemand gehört hatte. »Du wirst es nie lernen, wie man sich einer Lady gegenüber benimmt.«

»Ich höre immer Lady, kann aber weit und breit keine sehen.«

»Meine Freunde haben recht, wenn sie sagen, daß ich verrückt bin, wenn ich mich mit dir abgebe.«

»Lohnt es sich für dich vielleicht nicht? Soll ich dir vorrechnen, was ich im vergangenen Jahr alles in dich investiert habe?«

»Nicht nötig, das hast du mir erst heute morgen beim Frühstück vorgehalten. Was bezweckst du damit? Daß ich von dir nichts mehr nehme?«

»Das schaffe ich nie, denn dafür bist du viel zu habgierig.«

»Scheint so, als hätte ich das von jemandem gelernt«, erwiderte Amanda schnippisch.

»Hol endlich die Tickets, bevor ich ungemütlich werde«, sagte Buchanan und kniff sie schmerzhaft in die Kehrseite. »Los, mach 'ne Fliege, Süße. Und vergiß nicht: Ganz vorn will ich sitzen.«

Sie holte die Tickets, und Buchanan erzählte ihr, wie toll er die Hai-Show aufziehen würde, wenn sie ihm gehörte. Hungern lassen würde er diese gefährlichen Killer erst mal eine Weile, und dann würde er ein ganzes Schwein ins Bassin werfen.

»Da würde es rund gehen«, sagte er und lachte rauh. »Touristen mit schwachen Nerven würden die Show aufm Zahnfleisch verlassen. Der Mensch ist 'ne Bestie. Er ist genauso schlimm wie der Hai. Er will so etwas sehen.«

»Ich nicht«, sagte Amanda und schüttelte sich schaudernd.

»Klar, Baby, du nicht. Du gehörst zu den Zartbesaiteten, die nach der Vorstellung unter der Bank liegen.«

Sie begaben sich in das Gebäude, in dem die Show gezeigt wurde. Die Sitzreihen waren wie in einem modernen Kino angeordnet. Statt

der Leinwand gab es eine riesige gebogene Glaswand, und Salzwasser dahinter. Es wurde kein Film gezeigt, sondern richtiges Leben. Doch im Moment war der Vorhang noch geschlossen, das Grauen verbarg sich dahinter.

Jenes kalkulierte Grauen, das die Plakate verkündeten.

Erste Reihe, Mitte, da nahm Chuck Buchanan Platz.

»Bist du mit deinem Platz zufrieden?« fragte Amanda.

»Wenn ich es nicht wäre, würde ich mich nicht scheuen, es dir zu sagen.«

Der Zuschauerraum füllte sich langsam.

»Verdammt, wann kriegt man denn hier endlich was zu sehen?« maulte Buchanan.

»Sie warten, bis alle Plätze besetzt sind.«

»Ich hätte alle Plätze kaufen sollen, dann liefe die Show jetzt für uns allein. Wie würde dir das gefallen, Süße?« Er legte seine Pranke auf ihre nackten Schenkel.

»Nimm die Hand weg, Chuck.«

»Wieso? Hast du's auf einmal nicht mehr gern?«

»Nicht vor allen Leuten.«

»Hab dich nicht so, Süße. Ich habe dich in einem Nachtlokal aufgelesen, dessen Ruf nicht der allerbeste war. Schon vergessen?«

»Wie könnte ich? Du erinnerst mich ja oft genug daran. Und jetzt nimm endlich deine verdammte Pfote weg, sonst gehe ich.«

»He, he he! Sag mal, was ist denn das für ein Ton? Bist du bescheuert? So kannst du mit mir nicht reden. Du, ein Nichts, ein Niemand. Ich bin nicht einer von diesen Lustmolchen, mit denen du mal auf die Schnelle ins Separee gegangen bist«, sagte er zornig, aber er nahm die Hand weg, und sie hätte noch einiges zu hören bekommen, wenn in diesem Augenblick die Show nicht angefangen hätte.

Musik erscholl aus den ringsherum angeordneten Lautsprechern. Schwer, voll, getragen. Man fühlte sich in eine Unterwasserwelt entführt. Die Klänge zauberten eine eigenartige Atmosphäre herbei, deren Einfluß sich nicht einmal ein so nüchterner Mensch wie Chuck Buchanan entziehen konnte. Beeindruckend war diese Ouvertüre, und während sie langsam ausklang, öffnete sich der breite Vorhang und gab den Blick frei auf die großen, furchteinflößenden Haie.

Ein Sprecher erschien, trat an ein Mikrofon, das vor der riesigen Glaswand stand, und hieß die Zuschauer zunächst einmal in vier Sprachen willkommen. Dann sprach er von der Entstehung der Erde. Er redete über die Bedeutung des Wassers für die menschliche Entwicklung und behauptete, daß alles Leben aus dem Meer komme. Geschickt spannte er einen Bogen vom Menschen zum Tier, vom Menschen zum Hai, und er zählte die vielen Haiarten auf, die es gab.

Wie nicht anders zu erwarten, befanden sich - angeblich - die schönsten und gefährlichsten Haie hinter der großen Glaswand.

Der Sprecher redete über die Lebens- und Freßgewohnheiten der Tiere, sprach von ihrer Gefährlichkeit, ihrem aggressiven Mordtrieb und ihrer blinden Tötungslust, sobald sie Blut gerochen hatten.

Er zeichnete genau das Bild von den Haien, das die Zuschauer erwarteten. Daß es nicht mit jenem identisch war, das die Meeresbiologen von Haien hatten, störte niemanden.

Man wollte nicht hören, daß Haie relativ harmlos waren und nur dann angriffen, wenn sie hungrig waren oder ihr Revier verteidigten. Man war nicht daran interessiert, zu erfahren, daß auf der Welt mehr Menschen im Jahr an Wespenstichen starben, als daß sie Haien zum Opfer fielen, und dem trug der clevere Sprecher Rechnung.

Wie ein Uhrwerk lief das Programm ab.

Doch plötzlich passierte etwas Unvorhergesehenes.

Die Zuschauer dachten natürlich, es würde zur Show gehören, aber als der Sprecher mitten im Satz abbrach und entsetzt die Augen aufriß, stutzten die Leute.

Das Haibassin war oben offen, und dort hatte man etwas hineingeworfen. Einen Körper! Einen Menschen! Einen Mann!

Zuerst glaubte Amanda Stone wie alle anderen, es handle sich um eine grausige Demonstration mit einer präparierten Puppe, aber da sie in der ersten Reihe saß, erkannte sie, daß es sich tatsächlich um einen Menschen handelte, der an der linken Schulter erheblich verletzt war.

Sein Blut färbte das Wasser. Er *lebte*!

Die Haie rochen das Blut und schnellten förmlich herum.

Von allen Seiten schwammen sie auf den Mann zu.

Und im Zuschauerraum brach Panik aus…

***

Zwei Wochen waren vergangen, und Pater Severins Zustand hatte sich nicht verändert.

Ich besuchte ihn täglich. Jeden Tag hoffte ich, daß es ihm besser gehen würde, doch immer wieder wurde ich enttäuscht. Ich fühlte mich irgendwie schuldig an seinem schrecklichen Zustand.

Wenn er mir nicht zu helfen versucht hätte, wäre ihm dieses Schicksal erspart geblieben. Manchmal nagten die Selbstvorwürfe so sehr in mir, daß ich es kaum aushielt.

Dieses verfluchte Marbu-Gift! Nach wie vor befand es sich in mir, schwarz und schleichend, wie eine unheilbare Krankheit. Es wollte den Tony Ballard umbringen, der jahrelang für das Gute gekämpft hatte. Zum schwarzen Streiter wollte mich der starke Marbu-Geist machen, und es sah ganz danach aus, als würde mir dieses furchtbare Schicksal nicht erspart bleiben.

Pater Severin wollte mir mit einem Exorzismus helfen. Die Teufelsaustreibung war mißlungen.

Phorkys, der Vater der Ungeheuer, hatte zwar ein wenig Marbu-Kraft aus mir abgezogen, aber sie würde nachwachsen und wieder anfangen, mich zu überwuchern.

Während ich das Pfarrhaus betrat, fragte ich Pater Laurentius: »Wie geht es ihm heute?«

»Unverändert«, antwortete der junge Priester.

»Wieso frage ich eigentlich noch?« seufzte ich.

Pater Laurentius führte mich in den Wohnraum. Severin, mein guter Freund, saß dort in einem bequemen Sessel. Ruhig lagen seine großen Hände auf den Lehnen. Er war wie immer in seine schwarze Soutane gekleidet.

Ich betrachtete sein regloses Pferdegesicht mit den gütigen dunklen Augen. Er hatte den Kopf nicht gewandt, als ich eintrat. Er wußte nicht, daß ich da war. Seit zwei Wochen wußte er nichts mehr.

Mr. Silver hatte ihm zu helfen versucht. Ohne Erfolg.

Wenn die Gorgone, die Phorkys geschaffen hatte, sich hätte voll entfalten können, wäre Pater Severin. gestorben und zu Stein erstarrt. Wenigstens *das* war ihm erspart geblieben. Ein sehr schwacher Trost.

»Er sitzt den ganzen Tag so da, zuckt nicht einmal mit der Wimper«, sagte Pater Laurentius. »Ich gebe ihm zu essen und zu trinken - und ich bete für ihn. Ich wollte, ich könnte mehr für ihn tun. Ich kenne ihn schon sehr lange und war immer voller Bewunderung für ihn. Ich weiß, daß ich ihn nie ersetzen kann, sosehr ich mir auch Mühe gebe. Es gibt eben nur einen Pater Severin.«

»Da haben Sie recht«, sagte ich mit kratziger Stimme.

Es war verfügt worden, daß Pater Severin hierbleiben dürfe und nicht in irgendein Kloster gebracht würde.

»Ich wollte immer eine Kirche haben«, sagte Pater Laurentius aufrichtig. »Da zu sein für viele Seelen, gebraucht zu werden… Jeder Pfarrer wünscht sich das, aber dieser Preis ist zu hoch. Ich würde lieber heute als morgen diese Kirche meinem Glaubensbruder zurückgeben, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Pater Severin wieder so wird, wie er einmal war.«

Mir war, als würde sich ein breiter Eisenring um meinen Brustkorb schließen. All meine Freunde suchten nach einer Möglichkeit, Pater Severin zu helfen - auf dieser und auf anderen Welten. Gleichzeitig versuchten sie auch das Gegengift zu finden, das ich brauchte, um die Marbu-Magie loszuwerden, die sich in mir verkrallt hatte. Ich drückte ihnen für beides fest die Daumen.

Ich blieb eine Stunde.

Pater Severins Blick war in dieser Zeit in eine unauslotbare Ferne gerichtet. Die Mauern, die ihn umgaben, vermochten diesen Blick

nicht aufzuhalten.
Ich verabschiedete mich von Pater Laurentius. »Passen Sie weiterhin gut auf ihn auf«, sagte ich.
»Er ist bei mir in besten Händen, Tony«, versicherte er mir.
Schwermütig berührte ich meinen Freund.
Verflixt, wenn es mir doch nur gelungen wäre, den Verantwortlichen für seinen Zustand mit meinem Dämonendiskus zu erwischen, dachte ich.
Aber Phorkys, dem Vater der Ungeheuer, war es gelungen, sich gerade noch rechtzeitig aus dem Staub zu machen.
Ich verließ das Pfarrhaus. Mein Schritt war schwer, als würde eine gewaltige Last auf meinen Schultern liegen. Und das war auch der Fall. Man konnte sie nur nicht sehen.
Ich stieg in meinen schwarzen Rover und fuhr nach Hause. Als ich die Haustür aufstieß, rief meine Freundin Vicky Bonney: »Tony, Telefon! Komm schnell! Es ist Noel Bannister!«

***

Ich blickte aus dem Fenster. Strahlendblau war das Meer. Die Stewardeß hatte die Passagiere gebeten, das Rauchen einzustellen und sich anzuschnallen. Wir würden in wenigen Minuten landen. Unter uns lagen die Bahamas. Luxuriöse Superhotels mit allem Komfort, Nachtclubs mit »Floridastandard«, erstklassige Sportmöglichkeiten, berühmte Spielcasinos. Das war die eine Seite der Inseln. Die andere war: Unberührte Naturschutzgebiete mit exotischen Flamingos, tropische Blumengärten, abgeschiedene, malerische Fischerdörfer, kilometerlange, menschenleere, rosafarbene Sandstrände, idyllische Lagunen…
Ein Paradies.
Aber in diesem Paradies war der Teufel los, und deshalb saß ich in dieser Maschine.
Noel Bannister hatte für die CIA eine Spezialabteilung aufgebaut, die er auch leitete. Ausgesuchte Männer unterstanden ausschließlich seinem Befehl, und er wiederum war nur seinem unmittelbaren Vorgesetzten General Mayne verantwortlich.
Die Fälle, in denen die schwarze Macht mitgemischt hatte, hatten sich so sehr gehäuft, daß die Schaffung einer solchen Abteilung erforderlich wurde.
Mr. Silver, der Parapsychologe Lance Selby und ich hatten die Spezialagenten so gut wie möglich auf den Kampf gegen Höllenwesen vorbereitet, und Lance befand sich immer noch in Langley, um den Agenten mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.
Und ich sollte Noel Bannister in Nassau treffen. Er wollte mich vom Flugplatz abholen. Er hatte am Telefon nicht allzuviel gesagt, doch

das, was er mir mitteilte, veranlaßte mich, umgehend abzureisen.

Unser Jet schwebte auf New Providence Island zu. Ich hatte telegrafisch ein Zimmer im »Grand Central« gebucht. Dieses Hotel befand sich im Zentrum von Nassau, und Noel Bannister wohnte auch dort.

Ich freute mich auf den schlaksigen Amerikaner mit dem spleenig weiß gefärbten Haar. Als Agent war er allererste Güteklasse. Als Freund ebenfalls. Wir hatten schon einige heiße Kämpfe Seite an Seite ausgetragen und Siege errungen, die sich - bei aller Bescheidenheit - sehen lassen konnten.

Die Landung bekam ich kaum mit, so daunenweich setzte der große Düsenclipper auf.

Fünfzehn Minuten später stand ich dann in der Ankunftshalle wie bestellt und nicht abgeholt. Das erstaunte mich, denn Noel Bannister war ein überaus pünktlicher, zuverlässiger Mensch.

Ihm mußte irgend etwas dazwischengekommen sein. Ich nahm meine Reisetasche auf und trug sie zur Information. Dort fragte ich das rassige dunkelhäutige Mädchen, ob jemand eine Nachricht für mich hinterlassen hätte.

»Wie war Ihr Name, Sir?« fragte das Mädchen mit einer Stimme, die es in sich hatte. Ihr Klang ging mir irgendwie unter die Haut.

»Ballard«, antwortete ich. »Tony Ballard.«

Es gab keine Nachricht für mich, aber das beunruhigte mich nicht! Ich hatte mein Hotelzimmer, und Noel wußte, wo er mich erreichen konnte. Früher oder später würde er sich bei mir melden.

Ich verließ das Flughafengebäude. Ein Taxi rollte auf mich zu und stoppte. Es kam mir gerade recht. Ich stieg ein und nannte dem Fahrer den Namen meines Hotels, und er nickte.

Aber im »Grand Central« sollte ich nie ankommen…

***

Professor Mortimer Kull lag auf der schattigen Terrasse des riesigen Bungalows. Weich und bequem war der Liegestuhl, und das wahnsinnige Wissenschaftsgenie, das eines Tages die Welt beherrschen wollte, genoß die herrliche Ruhe.

Drinnen im Haus schlug das Telefon an.

Augenblicke später kam ein livrierter Diener heraus und sagte vorsichtig: »Sir…« Er wußte nicht, ob Kull schlief. Der Professor hatte die Augen geschlossen.

Jetzt öffnete er sie. »Was gibt's?«

»Tony Ballard ist in die Falle gegangen.«

Mortimer Kull setzte sich mit einem jähen Ruck auf. Er grinste breit. »Na wunderbar«, sagte er und nickte zufrieden. »Das klappt ja vorzüglich. Ich wußte, daß ich ihn irgendwann mal kriege. Aber ich

hätte nicht gedacht, daß es so einfach sein würde, ihn für immer auszuschalten. Er hatte schon bessere Tage.«

***

Ich lehnte mich zurück, kümmerte mich nicht um den Fahrer, schaute zum Seitenfenster hinaus, war völlig arglos und dachte an Noel Bannister.

Er hatte schon an vielen Fronten gekämpft. General Mayne hatte ihn gern als Feuerwehr eingesetzt. Wenn alle anderen Agenten versagt hatten, rückte Noel, die Ein-Mann-Armee, aus und brachte alles wieder in Ordnung.

Für solche Aufgaben würde Noel dem General von nun an aber nur noch fallweise zur Verfügung stehen. Sein Betätigungsfeld hatte sich auf ein gefährlicheres Gebiet verlagert.

Ein Noel Bannister, der eine Verabredung nicht einhielt und keine Nachricht hinterließ… Das wollte mir nicht aus dem Kopf gehen. Hatte ich etwa doch einen Grund, mir Sorgen zu machen?

Wir mußten an einer Kreuzung halten. Ich nahm aus den Augenwinkeln wahr, daß sich der Taxifahrer zu mir umwandte. Wollte er mir irgend etwas sagen?

Ich schaute ihn an - und sah genau in die Düse eines K.o.-Sprays, die auf mein Gesicht gerichtet war. Bevor ich irgend etwas tun konnte, zischte es schon, und eine lähmende Wolke senkte sich in meine Lunge.

Das Gas hätte eine besondere Wirkung. Ich wurde nicht ohnmächtig, sondern bekam alles mit, was passierte. Ich sah und hörte, konnte mich nur nicht bewegen.

Der Taxifahrer lachte mich aus. »In die Falle gegangen - wie ein blutiger Anfänger. Tony Ballard, der Mortimer Kull schon soviel Ärger bereitet hat! Tja, mein Lieber. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Du hättest nicht darangehen sollen, deine verdammte Nase schon wieder in Kulls Angelegenheiten zu stecken. Auf die Dauer konnte das ja einfach nicht gutgehen.«

Er lachte wieder und fuhr weiter, aber nur bis zur nächsten Straßenkreuzung, dann hielt er abermals, und auf der Beifahrerseite stieg ein Mulatte ein.

Er grinste mich an. »Du also bist Tony Ballard«, sagte er, während der Taxilenker die Fahrt fortsetzte. »Du siehst gar nicht so gefährlich aus«, stellte der Mulatte fest.

»Er ist einer von denen, die es faustdick hinter den Ohren haben«, behauptete der Fahrer.

Ihr müßt es ja wissen, dachte ich wütend. Verdammt, wenn ich mich so hätte bewegen können, wie ich wollte, hätte ich meinen Entführern einiges aufzulösen gegeben.

Aber sie kannten die Wirkung des Gases, das in einer von Mortimer Kulls Hexenküchen zusammengebraut worden war. Sie wußten, daß sie sich darauf verlassen konnten.

Kull hatte überall auf der Welt Laboratorien. Sie waren alle gleich eingerichtet. Das hatte den Vorteil, daß Kull zum Beispiel in Schweden ein Experiment abbrechen und es in Argentinien nur ein paar Flugstunden später fortsetzen konnte.

Es gab nichts, womit dieser gewissenlose Teufel nicht experimentiert hätte. Hervorragende Wissenschaftler waren für ihn genauso tätig wie zuverlässige Killer.

Außerdem standen ihm noch Cyborgs zur Verfügung, und es war durchaus möglich, daß ich es mit solchen Mensch-Maschinen hier zu tun hatte. Sie waren von Menschen nicht zu unterscheiden. Erst wenn man sie zu töten versuchte, merkte man, wie widerstandsfähig sie waren. Für ihre Herstellung wurde nur allererstes Material verwendet, und ausgesuchte Techniker bauten sie zusammen.

Man konnte sehr viel Geld verdienen, wenn man für Mortimer Kull arbeitete, und man konnte sehr schnell tot sein, wenn man versuchte, ihn zu verraten.

Je herzloser, gerissener und gewissenloser ein Mann war, desto größer waren seine Chancen, in Kulls Organisation des Schreckens, kurz OdS genannt, Karriere zu machen.

Die Cyborgs waren Mortimer Kulls stärkste Waffe, denn sie waren nicht nur Güteklasse eins, sondern darüber hinaus mit schwarzmagischen Kräften ausgestattet. Ein Geschenk von Atax, der Seele des Teufels, der sich vor geraumer Zeit mit Kull zusammengetan hatte, um ihn zu unterstützen.

Kull wollte die Welt beherrschen; die Hölle wollte das auch. Und da Atax' Ehrgeiz darauf abzielte, sich zu einer Art schwarzem Gott zu erheben, konnte ihm das Machtstreben seines Mensch-Freundes nur recht sein. Was Kull tat, lag genau auf Atax' Linie, deshalb konnte er stets mit seiner Unterstützung rechnen.

Atax wußte, daß Asmodis seinen Ambitionen äußerst mißtrauisch gegenüberstand. Wenn er dem Höllenfürsten die Welt zu Füßen legte, konnte er ihn für sich einnehmen. Dann hatte er weitgehend freie Bahn, solange, er Asmodis' Kreise nicht störte, und er war nicht so dumm, das zu tun.

Die beiden Männer im Taxi unterhielten sich miteinander. Ihrem Gespräch entnahm ich, daß sich Mortimer Kull auf einer der Inseln befand und von dort aus die Fäden zog.

Ich war gekommen, um Noel Bannister zu helfen, dem wahnsinnigen Wissenschaftler einmal mehr einen Strich durch die Rechnung zu machen. Aber diesmal hatte er rechtzeitig davon Wind bekommen und den Spieß umgedreht.

Nun befand ich mich in einer tödlichen Klemme, aus der es kein Entrinnen mehr gab. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß die beiden Kerle mich am Leben ließen. Mortimer Kull hatte ihnen bestimmt einen präzisen Mordauftrag erteilt.

War es möglich, daß sie mich zu ihm brachten, weil er mich noch einmal sehen wollte? Ich glaubte nicht, daß sie sich mit mir diese Umstände machen würden, und ich sollte mich nicht irren.

Wieder beschäftigten sich meine Gedanken mit Noel Bannister. Er war nicht zum Airport gekommen. Kull wußte, daß wir ihm in die Suppe spucken wollten. Er ließ mich abfangen, und es war zu befürchten, daß der CIA-Agent bereits nicht mehr lebte.

Meine beiden Kidnapper setzten der Frechheit die Krone auf, indem sie mit mir direkt zum Straw Market fuhren. Diese typischste aller Sehenswürdigkeiten der Bahamas lockte Hunderte Touristen an. Man konnte einheimischen Frauen dabei zusehen, wie sie Hüte, Handtaschen, Strandmatten, Puppen und dergleichen mehr herstellten, mit kleinen Muscheln oder Strohblumen verzierten und zum Kauf anboten.

Inmitten dieses Trubels hielten sie den Wagen an und befahlen mir, auszusteigen.

Was ich eingeatmet hatte, mußte eine Hypno-Droge sein, denn ich gehorchte willenlos. Ich war erstaunt, daß mein Körper sich plötzlich wieder bewegen konnte.

Ohne Schwierigkeiten schaffte ich es, den Wagen zu verlassen, aber es wäre mir nicht eingefallen, die Flucht zu ergreifen oder meinen Colt Diamondback zu ziehen.

Meine Reisetasche blieb im Taxi. Dort, wohin ich unterwegs war, brauchte ich nichts mehr…

***

Zwei Tage vor meiner Entführung

Die Nacht war mild. Niemand hätte es für möglich gehalten, daß durch diese Nacht der Tod schlich. Der Tod in der Gestalt einer schattenlosen Frau. Sie war ein Schattenwesen, bleich und verführerisch schön. Ihre Gestalt war sylphidenhaft, ihr Gang graziös.

Sie hieß Melissa. Einfach nur Melissa. Ihren anderen Namen hatte sie vergessen. Obwohl sie jung aussah, war sie mehrere hundert Jahre alt, und sie lebte vom Blut der Menschen.

Sie hatte einen langen Weg hinter sich. Sie stammte aus Europa, hatte sehr lange in England gelebt - wenn man das, was sie tat, als »leben« bezeichnen konnte. Viele Landstriche hatte sie unsicher gemacht, und als man sie einmal beinahe gefangen und gepfählt hätte, verließ sie England noch in derselben Nacht. Auf einem alten Frachter reiste sie in die Neue Welt.

Sie zog sich in die Everglades zurück und lauerte einsamen Jägern oder Tierfotografen auf, und seit kurzem trieb sie sich auf den Bahamas herum. Die Inseln waren ihr neues Jagdrevier.

Viele junge, lebenslustige Menschen gab es hier. Aus aller Herren Länder kamen sie angereist, alle darauf aus, das Leben in vollen Zügen zu genießen und all die Dinge zu tun, zu denen sie das restliche Jahr keine Zeit hatten.

Romantische Lagerfeuer brannten in einsamen Buchten und versteckten Lagunen. Die Menschen liebten sich und hatten alle Zeit der Welt füreinander, ohne zu ahnen, daß sie von gierigen Augen beobachtet, von einer Bestie belauert wurden.

Die Vampirin faßte sich in Geduld und wartete auf ihre Chance. In manchen Nächten war sie erfolglos und mußte vor Tagesanbruch hungrig in ihr Versteck zurückkehren.

Heute wollte sie nicht leer ausgehen. Sie mußte Blut haben.

Lautlos schlich sie durch die Dunkelheit. Über der Lagune hing eine buttergelbe Mondsichel und zauberte silberne Reflexe auf das Wasser.

Melissa hörte das gurrende Kichern eines Mädchens und blieb sofort stehen. Gespannt und aufmerksam hob sie den Kopf.

Über ihr rauschten die Fächerblätter der Palmen. Sie huschte von Baum zu Baum, näherte sich auf leisen Sohlen dem Strand.

Wieder kicherte das Mädchen. »Laß das, Frank… Frank, hör auf… So benimm dich doch, Frank… Reiß dich zusammen, wenn jemand kommt… F-r-a-n-k…«

Melissa stand jetzt hinter einem Hibiskus-Strauch und schob die Blätter vorsichtig auseinander. Ihr bleiches Gesicht verzog sich zu einem kalten Grinsen.

Das Mädchen und ihr Freund lagen auf Strohmatten. Sie wehrte sich, aber es war ihr damit nicht besonders ernst. Immer wieder kicherte sie. »Ist ja nicht auszuhalten mit diesem Mann. Sag mal, wie viele Arme hast du eigentlich? Acht? Wie ein Krake kommst du mir vor.«

»Du siehst, du hast gegen mich keine Chance, also wehr dich nicht mehr«, sagte Frank.

»Hör mal, wir haben ein schönes Hotel mit wunderbar weichen Betten. Kannst du denn nicht warten, bis wir zu Hause sind?«

»Bist du denn kein bißchen romantisch veranlagt? Sieh den schönen Mond, das stille Meer, die idyllische Lagune, hör das leise Rauschen der Palmen. Das muß doch Gefühle in dir wecken.«

»Das tut es auch, aber ich kann mich beherrschen.«

»Ich nicht«, sagte Frank und versuchte sich auf das Mädchen zu wälzen.

»Wir kamen hierher, um zu baden.«

»Das können wir später.«

»Ich will aber jetzt. Komm, Frank, geh mit mir schwimmen. Du hast

es mir versprochen.«
Sie drängte ihn zurück und sprang auf. Wie durch Zauberei hatte er ihr Bikinioberteil in der Hand und grinste sie an. Barbusig stand sie vor ihm, aber sie bedeckte ihre Blöße nicht. Hübsche, nicht zu große Brüste hatte sie, mit dunklen Spitzen. Jetzt zuckte sie mit den wohlgerundeten Schultern. »Dann geh ich eben oben ohne. Ist sowieso modern.«
Sie wandte sich um und schlenderte durch den Sand. Verführerisch wiegte sie sich dabei in den Hüften. Einen schönen Anblick bot sie, wie sie so auf das silbern glänzende Meer zuging. Eine Verlockung, der Frank wohl nicht lange widerstehen konnte.
Noch lag er auf der Strohmatte.
Melissa mußte sich beeilen.
Das Mädchen erreichte das Meer und tauchte die Zehenspitzen in das warme Wasser der Lagune. Sie fühlte sich wie im Paradies und ahnte nicht, wie nahe sie der Hölle war.
Melissa löste sich von der Palme, hinter der sie sich versteckt hatte. Mit loderndem Blick starrte sie auf Frank, der zurückgeblieben war.
Das Mädchen bückte sich und schaufelte mit den Händen Wasser. Sie ließ es über die nackten Brüste fließen. Ein kleiner glitzernder Strom rann durch das Tal zwischen den beiden verlockenden Hügeln.
»Herrlich!« rief das Mädchen jauchzend aus, um Frank zu veranlassen, zu ihr zu kommen.
Er hielt die Hand hoch und ließ grinsend das gelbe Bikinioberteil hin und her baumeln.
Melissas Füße gruben sich in den weichen Sand. Vorsichtig setzte sie einen Schritt vor den anderen, den Blick nicht von Frank nehmend. Wenn sie erst einmal bei ihm war, wenn er sie bemerkt hatte, würde sie dafür sorgen, daß er jegliches Interesse an seiner Freundin verlor. Ihr Blick besaß eine hypnotische Kraft. Die würde sie einsetzen, um sich Frank gefügig zu machen. Sobald sie ihn voll unter Kontrolle hatte, würde er sich wünschen, von ihr gebissen zu werden.
Das Mädchen ging ins Wasser. Bald reichte es ihr bis an die Knie, dann wanderte es an den Schenkeln hoch, erreichte das knappe Höschen, das kaum etwas verbarg. Jeder Schritt war von leisen plätschernden Geräuschen begleitet.
»Es ist unbeschreiblich schön!« rief das Mädchen, ohne sich umzudrehen. »Und überhaupt nicht kalt, Frank!«
Sie tauchte langsam ein in die schillernden Fluten und machte die ersten Schwimmbewegungen, während Melissa auf vier Schritte an den jungen Mann herankam.
Ihre Oberlippe zuckte.
Die gefährlichen Vampirzähne kamen zum Vorschein. Die Vampirin hätte sich am liebsten auf Frank gestürzt, aber in seinem Schock hätte

er sich heftig gewehrt, vielleicht wäre es ihm sogar gelungen, fortzulaufen, und das wollte Melissa vermeiden.

Immer weiter hinaus schwamm das Mädchen. »Fraank!« rief sie vergnügt. »Wenn du ins Wasser kommst, hast du einen Wunsch frei!«

Wasser! Melissa schüttelte sich innerlich. Sie haßte Wasser. Fließendes Wasser zum Beispiel stellte für sie eine tödliche Gefahr dar. Es konnte sie umbringen. Aber auch ins Meer würde sie niemals gehen, obwohl es sich hierbei um ein stehendes Gewässer handelte. Ganz so »stehend« war es nämlich auch nicht. Es gab Ebbe und Flut, es gab Strömungen. Höllenqualen wäre die Vampirin ausgesetzt gewesen, wenn sie ins Wasser gegangen wäre. Deshalb blieb sie dem Meer fern. Sie war schließlich kein Fisch. Denen sollte es vorbehalten bleiben, sich im Wasser zu tummeln.

Wenn Franks Freundin jetzt zurückgeschaut hätte, hätte sie Melissa hinter dem jungen Mann bemerkt, aber das Mädchen schwamm vom Ufer weg, drehte sich auf den Rücken und strampelte mit den Beinen. Sie brachte das Meerwasser mit den Füßen zum Gischten. Eine weiße Fontäne spritzte hoch und stand wie eine Säule, solange das Mädchen die Beine bewegte.

Frank ließ den Bikini-BH fallen und sprang auf. »Warte!« rief er. »Ich komme!« Und dann rannte er los.

Ins Wasser!

Dorthin, wohin ihm die Vampirin nicht folgen konnte.

Melissa war wütend, weil sie dieses sicher geglaubte Opfer verloren hatte.

Das Wasser spritzte hoch auf, als Frank hineinrannte und sich nach wenigen Schritten wuchtig hineinwarf.

Und Melissa hatte das Nachsehen.

Sie fauchte zornig, wandte sich wild um und verließ den Strand. Sie hätte nicht so vorsichtig sein sollen. Was hätte es schon ausgemacht, wenn Franks Freundin mitbekommen hätte, was passierte? Verhindern hätte das Mädchen nichts können.

Hungrig und wütend rannte das Schattenwesen durch die Dunkelheit. Sie war wie eine Süchtige, die unter beginnenden Entzugserscheinungen litt. Da war ein Zerren und Reißen in ihren Eingeweiden, die Kehle war schmerzhaft trocken, und in ihrem Kopf hämmerte hallend immer derselbe Gedanke.

Blut! *Blut!* BLUT!…

Scheinbar orientierungslos lief die Vampirin durch die Nacht. Sie mußte ein Opfer finden. Sie brauchte eines.

Ein Nachtclub fiel ihr ein. Er befand sich ganz in der Nähe; die Musik drang an ihr Ohr. Sie versuchte sich zu beruhigen.

Sie haßte Menschenansammlungen. Nur wenn es sich nicht vermeiden ließ, ließ sie sich dort blicken, wo viele Leute waren. Die

Gefahr, erkannt zu werden, war groß.

Sie erinnerte sich an eine Nacht, da war sie genauso hungrig gewesen wie heute, deshalb hatte sie diesen Nachtclub aufgesucht. Sie hatte einen gutaussehenden jungen Mann kennengelernt, und er hatte mit ihr getanzt, und beinahe wäre es beim Tanzen passiert, inmitten all der Leute.

Sie hatte den muskulösen Hals des Mannes vor sich gehabt, hatte ständig das leichte Zucken der Halsschlagader gesehen und ihre Gier nicht mehr beherrschen können.

Plötzlich war ihr alles egal gewesen. Sie hatte sich gestreckt und den Mund geöffnet, um zuzubeißen.

Ein Zufall rettete den Mann.

Ein Freund schlug ihm in dem Augenblick auf die Schulter, als sie ihre Vampirhauer in seinen Hals drücken wollte, und das ernüchterte sie.

Aber sie bekam den jungen Mann später.

Sie hatte ihm einen Schwächeanfall vorgespielt, und er hatte sie zu seinem Wagen geführt, um sie nach Hause zu bringen. Sie hatte ihm den Namen irgendeines Hotels genannt, doch als sie dann im Wagen saßen, ließ sie dem Opfer nicht einmal mehr die Zeit, den Motor zu starten. Sie fiel über ihn her und biß ihn. Kopflos hatte die Gier sie gemacht, und der Widerstand ihres Opfers war bald erlahmt. Melissa saugte ihn aus - bis auf den letzten Tropfen Blut…

Die gleiche Taktik wollte sie heute wieder anwenden.

Sobald sich ein Mann für sie interessierte, würde sie ihn umgarnen und in ihm Hoffnungen wecken, die sie niemals erfüllen würde. Und dann… Schwächeanfall. Und im Wagen… Der Todesbiß!

Ein großer, flacher Bau war der Nachtclub, mit viel Licht an der Fassade.

Melissa haßte viel Licht fast ebenso sehr wie Wasser. Die große Tanzterrasse schien beinahe ins Meer hinauszuragen. Musik, vergnügtes Lachen, entspannte Gesichter. Auf den Tischen Lampen, die wie Tischtennisbälle aussahen, die zu ihrer vielfachen Größe aufgeblasen worden waren. Drinks neben den Lampen, Sekt in Eiskübeln. Und eine Band spielte Limbo…

Melissa schaute sich suchend um.

Sie hielt Ausschau nach einem Opfer.

Wenn sie es geschickt einfädelte, konnte sie jeden Mann haben, den sie wollte.

Man drängelte und schob sie vorwärts, auf die Bar zu. Zwei schlanke Neger, flink wie Taschenspieler, bedienten die Gäste. Ein Platz wurde frei, und Melissa setzte sich.

Sie bestellte einen Scotch, würde ihn aber nicht trinken. Sie mochte keinen Alkohol.

»Na, so allein?« fragte jemand neben ihr.

Sie wandte den Kopf und blickte in ein lächelndes Gesicht mit scharf geschnittenen Zügen. Der Mann war schwarzhaarig und bestimmt nicht älter als dreißig. Melissa gab das Lächeln zurück, wobei sie darauf Bedacht nahm, daß ihre Vampirzähne nicht zu sehen waren.

»Jetzt nicht mehr«, sagte sie so, daß er wußte, daß sie an ihm interessiert war.

»Ich bin Robert«, sagte er. »Robert, McEveely.«

»Und ich bin Melissa«, sagte die Vampirin.

Jetzt hatte sie ihr Opfer. Es zappelte in einem unsichtbaren Netz…

***

Ich sah einen Polizisten. Seine weiße Uniform leuchtete mir aus der Menge entgegen, und ich wollte ihn auf mich aufmerksam machen, aber es ging nicht.

Sehen Sie, was vor Ihren Augen passiert! schrie es in mir. Ich werde entführt! Es sieht nur so aus, als würde ich freiwillig mit diesen Kerlen gehen, aber der Schein trügt! Ich folge ihnen gegen meinen Willen!

Die Kull-Männer hatten die Frechheit, mich an dem Polizisten vorbeizuführen. Er würdigte uns zunächst keines Blickes. Als er uns dann aber doch ansah, fiel ihm nichts auf. Wir waren für ihn drei Männer unter vielen Menschen. Wie hätte er ahnen sollen, was hier lief? Meine Begleiter wandten keine Gewalt an und bedrohten mich auch nicht mit einer Waffe.

Es war alles *in bester Ordnung.*

Verflucht und zugenäht.

Wir ließen den lärmenden Strohmarkt hinter uns. Der Taxifahrer wurde zum Kapitän. Sein Komplize, der Mulatte, machte die Leinen eines Motorbootes los, und wir fuhren hinaus aufs offene Meer. Mir kam die Fahrt endlos lange vor, und mir schien, als würde die Wirkung der Hypno-Droge allmählich nachlassen.

Das ließ mich hoffen.

Wenn die Kerle die Droge überschätzten, wenn ich meinen Willen früher zurückbekam als sie dachten, konnte ich sie überrumpeln. Ich versuchte den Abbau zu beschleunigen, probierte, an meinen Revolver zu kommen, doch mein Arm war noch nicht soweit, daß er mir gehorchte. Oder, anders gesagt: Mein Wille war noch nicht stark genug, um meinen Arm zu befehlen.

Sehr weit draußen drosselte der Mann, der das Taxi gefahren hatte, den Motor. Weit und breit kein Mensch, kein Boot, keine Insel - nur Wasser, dunkelblau bis grün, klar und sauber und gefährlich, denn hier draußen gab es bestimmt Haie.

»So, Ballard«, sagte der Mulatte und bleckte seine blitzweißen Zähne. »Hier ist für dich Endstation. Du gehst jetzt baden.«

Mich überlief es eiskalt.

Selbst wenn die Haie mich unbehelligt ließen, war ich verloren. Ich war zwar ein ausdauernder Schwimmer, aber ich konnte mich nicht ewig über Wasser halten. Es gab Strömungen, die mich noch weiter von den Bahamas fortbringen konnten.

Irgendwann würde ich absaufen.

Teufel, ich war den Kull-Gangstern nicht einmal eine Kugel wert. Wie eine Ratte wollten sie mich ertränken…

»Komm hierher!« verlangte der Mulatte, und ich gehorchte, obwohl ich wußte, was er tun würde.

Sein Faustschlag traf mich hart am Kinnwinkel. Die Wucht des Treffers raubte mir das Gleichgewicht, und ich fiel über Bord.

Ich klatschte ins Meer. Weich und sanft nahm es mich auf, umschloß mich mit nassen Händen und hüllte mich ein. Es schlug über meinem Kopf kalt zusammen, und ich hielt den Atem an.

Mein Selbsterhaltungstrieb veranlaßte mich, Schwimmbewegungen zu machen. Ich ruderte mit den Armen und kämpfte mich mit kräftigen Zügen an die Wasseroberfläche.

Die beiden OdS-Männer kümmerten sich nicht weiter um mich. Sie hatten mich bereits abgehakt, fuhren einen großen Bogen und nahmen Kurs auf die Inseln.

Mortimer Kull würden sie sagen, er könne ein Sterbekreuz hinter den Namen Tony Ballard malen, und der wahnsinnige Wissenschaftler würde das mit größtem Vergnügen tun.

Erschreckend war die Einsamkeit hier draußen. Ich kam mir entsetzlich verloren vor. Ein Vergessener in der endlosen Weite des Meeres - wehrlos, hilflos.

Wozu hätten sie mich erschießen sollen? Wozu eine Kugel verschwenden? Die Natur würde mich umbringen. Ich schwamm und versuchte mir meine Kräfte gut einzuteilen. Mit dem geringsten Energieaufwand bewegte ich mich vorwärts, und sowie ich spürte, daß meine Kräfte nachließen, drehte ich mich auf den Rücken, lag reglos im Wasser und ließ mich treiben.

Die Sonne stach mit grellen, gleißenden Strahlen vom Himmel. Sie schien mir das Gesicht verbrennen zu wollen. Ich schloß die Augen.

Eine kleine Welle schwappte über mein Gesicht, sprang mir in Mund und Nase und ich mußte husten. Ich spie eine Wasserfontäne aus, drehte mich um und fing wieder an zu schwimmen.

Man hatte mich zu einem endlosen Sterben verurteilt. Wieder einmal hatten die OdS-Leute bewiesen, wie grausam und hartherzig sie waren.

Mitleid kannten sie nicht. Und erst recht nicht mit einem Feind, der der Organisation des Schreckens schon so großen Schaden zugefügt hatte.

Heute präsentierten sie mir die Rechnung.

Und ich mußte bezahlen.

Mit meinem Leben!

Etwas bewegte sich unter mir. Oder hatte ich mir das nur eingebildet? Mir kam vor, als hätte die Hypno-Droge aufgehört zu wirken. Ich fühlte mich wieder so wie immer, und ich hatte Angst. Jawohl, ich schäme mich nicht, es zuzugeben. Ich hatte hundsgemeine Angst, von einem Hai angefallen zu werden.

Mein Herz schlug schneller. Ich wußte, daß es nicht gut war, wenn ich mich aufregte, denn auch das kostete Kraft, aber ich konnte es nicht verhindern. Ich schwamm gegen meine Vernunft schneller. Als ob es möglich gewesen wäre, einem Hai davonzuschwimmen.

Ich blickte mich gehetzt um. Wo war er? Wann würde die dreieckige Flosse auftauchen und wie ein Messer durch das Wasser schneiden? Wann würde mich der Killer angreifen?

Wieder diese Bewegung unter mir. Diesmal war ich sicher, daß ich sie mir nicht eingebildet hatte. Sie mußte vom kräftigen Schlag einer großen Schwanzflosse herrühren.

Ich hatte große Mühe, nicht in Panik zu geraten. Es ist ein scheußliches Gefühl, nichts weiter tun zu können, als zu warten. Zu warten auf den schmerzhaften Biß!

Grauenvoll, zu wissen, daß der Todfeind da ist, ihn aber nicht zu sehen…

Unter mir tauchte ein dunkelgrauer Schatten auf. Schlank und lang… Das war er!

Er schwamm in die gleiche Richtung wie ich, entfernte sich von mir, und ich verlor ihn bald aus den Augen, aber ich wußte, daß er wiederkommen würde.

Es dauerte nicht lange, da stupste er mich mit der Schnauze an. Er berührte meinen Rücken. Wollte er prüfen, ob ich genießbar war? Ich drehte mich entsetzt um und schlug mit den Fäusten auf ihn ein. Vielleicht konnte ich ihn damit beeindrucken. Angeblich waren Haie nicht besonders mutig.

Er tauchte weg, nachdem ich ihn zweimal getroffen hatte, zog sich zurück, und dann sah ich in einiger Entfernung seine Rückenflosse hin- und herkreuzen, bis ich müde wurde, und das würde ich werden. Das konnte gar nicht ausbleiben.

Lauernd umrundete mich der tückische Killer. Ich versuchte ihn im Auge zu behalten.

Die Rückenflosse beschrieb einen Kreis nach dem andern um mich herum, und irgendwann nahm sie dann Kurs auf mich.

Der Hai schien die Geduld verloren zu haben.

Jetzt wollte er mich endlich fressen…

***

Zwei Tage davor

Melissa musterte den Mann mit verborgener Gier, aber sie durfte nichts überstürzen. Fiel es ihr auch schwer, sich zu beherrschen, so mußte sie sich dennoch dazu zwingen. Jede Beziehung benötigt eine gewisse Anlaufzeit. Die mußte die Vampirin abwarten.

Robert McEveely lächelte. »Sie haben zwar einen Scotch bestellt, aber Sie trinken ihn nicht.«

»Ich mag keinen Alkohol«, sagte Melissa. Sie hoffte, daß McEveely nicht Verdacht schöpfte. Ihm hätte zum Beispiel auffallen können, daß sie keinen Schatten und kein Spiegelbild hatte, oder daß sie nicht atmete.

Wenn jemand sehr aufmerksam war, entging ihm das nicht. Aber die meisten Menschen ließen sich von Melissas attraktivem Äußeren ablenken. Sie war zwar blaß, aber eine gewinnende Schönheit, und damit konnte sie vor allem die Männer hervorragend täuschen.

McEveely lachte. »Sie mögen keinen Alkohol? Warum bestellen Sie sich dann welchen?«

»Mir fiel nichts anderes ein.«

»Es gibt hier ausgezeichnete Milch Shakes. Darf ich Ihnen einen bestellen?«

»Ich möchte eigentlich überhaupt nichts trinken«, sagte die Vampirin. Außer deinem Blut, dachte sie hungrig.

»Darf ich den Drink für Sie bezahlen?« fragte McEveely.

Sie zuckte gleichgültig mit den Schultern, und er warf eine Banknote auf den Tresen. Der Barkeeper schnappte sie sich und wollte in die Kasse fassen, in der sich das Wechselgeld befand, doch McEveely winkte ab und sagte, er solle den Rest behalten.

Melissa trieb die Sache voran.

Die Band spielte einen Bossa Nova, und Melissa bewegte sich im Takt dazu. Damit bekundete sie, daß sie gern tanzen wollte, und McEveely verstand auch sofort. Er forderte sie zum Tanz auf. Alles lief genauso ab, wie es der weibliche Blutsauger haben wollte.

Auf der großen Tanzterrasse, inmitten vieler Menschen, eingehüllt in den Lärm der Band, sagte McEveely: »Ich komme aus Schottland. Und Sie?«

Es gab viele Antworten, die sie ihm geben konnte. Sie hätte zum Beispiel sagen können: »Ich auch.« Und es wäre nicht gelogen gewesen, denn vor einigen hundert Jahren hatte sie tatsächlich eine Zeitlang in Schottland gewohnt. Obwohl dies schon so lange zurücklag, konnte sie sich noch sehr gut an diesen Aufenthalt erinnern. Es war eine unvergeßliche Zeit für sie gewesen. Viel Blut war damals geflossen…

»Ich komme aus Florida«, sagte Melissa. Auch das stimmte.

»Ist nur ein Katzensprung hier rüber«, meinte McEveely.

Sie nickte und tanzte allein. Sie bewegte ihren Körper lasziv und brachte auf diese Weise Versprechungen und Verlockungen zum Ausdruck, die den Schotten beeindruckten. Sie heizte ihm mit ihrem Tanz ein. Mehr und mehr kroch er ihr auf den Leim, ohne es zu merken.

Dieses Opfer war ihr sicher!

Die Band spielte einen Tango, und McEveely nahm sie in die Arme. Er berührte eine Untote, doch das wußte er nicht. Melissa tat auch alles, um so einen Verdacht erst gar nicht aufkommen zu lassen.

Sie drückte sich gegen ihn.

Er schaute ihr aus nächster Nähe in die Augen und hielt ihre Gier für unverhohlene Leidenschaft.

Sie rieb ihre Schenkel an ihm, damit er sich einbildete, alles von ihr haben zu können.

Bald würde ihr Schwächeanfall kommen, und McEveely, ganz Kavalier, würde mit ihr den Nachtclub verlassen.

Dann war er dran!

Er kam ihr zuvor. »Finden Sie nicht auch, daß hier zu viele Menschen sind?« fragte er lächelnd.

»Sie sprechen mir aus der Seele«, sagte die Vampirin.

»Wir könnten ein wenig am Strand entlang spazieren. Ein bißchen Romantik würde uns beiden bestimmt guttun.«

Sie achtete darauf, daß er ihre Hauer nicht sah, als sie ihn verführerisch anlächelte. »Sie wissen wirklich, was für uns beide das Beste ist, Robert.«

Er griff nach ihrer kalten Hand. Es fiel ihm zum Glück nicht auf, daß sie die Körpertemperatur einer Leiche hatte. »Kommen Sie«, sagte er und zog sie mit sich fort.

Mehr als willig ging sie mit ihm.

Sie verließen den Nachtclub. Draußen fühlte sich Melissa gleich viel besser. Hier war es angenehm dunkel, nicht so laut, und es gab auch nicht so viele Menschen um sie herum.

Je weiter sie sich vom Club entfernten, desto weniger Menschen sahen sie. Ab und zu bemerkten sie in der Dunkelheit ein Pärchen, so eng umschlungen, daß man meinen konnte, es stünde nur eine Person da.

Die Musik schwang nur noch dünn durch die Nacht, war unaufdringlich und würde in Kürze für Robert McEveely zur Todesmelodie werden.

Als er sicher war, daß sie allein waren, lehnte er sich an den breiten Stamm einer alten Palme, die sich wie ein Säbel zum tintigen Himmel hinaufbog. Er zog Melissa nahe an sich heran.

»Es ist eine wunderbare Nacht, und ich bin einem wunderbaren Mädchen begegnet.«

»Die Nacht ist wirklich sehr schön. So mild, so ruhig«, gab die Vampirin zurück. Sie schaute dem Mann nicht mehr in die Augen, sondern nur noch auf seinen Hals.

»Ich bin glücklich, Melissa«, gestand ihr McEveely. »Und ich bin dem Schicksal dankbar dafür, daß es mich mit dir zusammengeführt hat. Ich habe dich gesucht.«

»Mich?« Sie lachte…!

»Ein Mädchen wie dich. Seit ich hier bin, habe ich nach dir Ausschau gehalten, und nun stehst du vor mir. Ich kann es noch gar nicht richtig glauben.«

»Manchmal werden Märchen wahr«, sagte Melissa, innerlich bebend vor unbändiger Gier.

»Ich möchte dich küssen, Melissa«, sagte McEveely.

Sie schmunzelte. »Warum tust du es nicht?«

Er beugte sich vor, und seine Lippen berührten ihren blutleeren Mund. Ihr Gesicht zuckte vor Erregung. Ihre Wange glitt an seinem Gesicht vorbei und abwärts, in Richtung Hals.

Gleich! dachte sie fiebernd. Gleich… Endlich… Jetzt!

Und dann biß sie zu.

Tief preßte sie die spitzen Vampirhauer in das Fleisch. McEveely zuckte nur kurz zusammen, aber er wehrte sich nicht. Er ließ sie trinken.

Plötzlich begriff sie. Und es war ein großer Schock für sie. Entsetzt sprang sie zurück und starrte den Mann entgeistert an. Sie würgte aus, was sie im Mund hatte.

Und spuckte *schwarzes Blut* in den Sand!

Sie hatte einen Schwarzblütler gebissen! Einen Dämon!

»Wer bist du?« fragte die Vampirin verstört.

Darauf antwortete Robert McEveely: »Ich bin Atax, die Seele des Teufels!«

***

Die Haiflosse schnitt heran, und ich schloß mit meinem Leben ab. Was konnte mich jetzt noch retten? Der Tod war mir sicher! Gleich würde mir der Killer seine schrecklichen Zähne ins Fleisch schlagen, und mein Blut würde ihn rasend machen und weitere Haie anlocken. Ein grauenvoller Tod stand mir bevor.

Ich ballte die Hände zu Fäusten, war entschlossen, mich zu wehren. Kampflos wollte ich mich nicht in mein Schicksal ergeben. Das hatte ich noch nie getan.

Die Haiflosse näherte sich mir mit besorgniserregender Geschwindigkeit.

Vier Meter… Drei… Zwei…

Plötzlich war sie weg. Der Hai tauchte, und ich zog instinktiv die

Beine an, denn ich vermutete, daß er es darauf abgesehen hatte, aber dann sah ich seinen großen, schlanken Körper und beobachtete, wie er abschwenkte und davonschwamm.

Sosehr ich mich darüber freute, begreifen konnte ich dieses Glück nicht. Wieso hatte der Killer plötzlich die Absicht aufgegeben, mich zu töten?

Es gab eine Antwort auf diese Frage, und die bekam ich ein paar Sekunden später.

Motorlärm!

Soviel Dusel muß der Mensch erst mal haben!

Der Hai war von einem Motorboot verscheucht worden. Er hatte die Schallwellen früher wahrgenommen als ich und hatte Reißaus genommen.

Ich schnappte fast über vor Freude. Ein Motorboot! Ein Geschenk des Himmels! Keinen Moment dachte ich daran, es könnte sich um OdS-Agenten handeln, die kamen, um mir nun doch sicherheitshalber den Rest zu geben. Sie konnten zum Beispiel mit dem Boot einfach über mich hinwegrasen oder ein Zielschießen veranstalten, bei dem sich diese Teufel bestimmt köstlich amüsiert hätten.

Ich strampelte mit den Beinen, um weiter aus dem Wasser zu kommen, und dann ruderte ich mit beiden Armen, um mich bemerkbar zu machen.

»He!« schrie ich aus Leibeskräften. »Hierher!«

Nacktes Entsetzen ergriff von mir bei dem Gedanken Besitz, die Leute auf dem Boot können mich übersehen.

Ein zweites Boot würde mit der Himmel nicht schicken…

»Hallo!« brüllte ich, so laut ich konnte. »He! Hier bin ich! Hier!«

Das Boot nahm nicht direkt Kurs auf mich. Wenn es so weiterfuhr, würde es in wenigen Augenblicken an mir vorbeirasen. Ich bekam Zustände.

»Seht ihr mich denn nicht?« schrie ich, fast schon hysterisch. War das ein Wunder? Da glaubt man, endlich gerettet zu sein, und dann wird man nicht gesehen.

Ich brüllte weiter, und ich fuchtelte immer wilder mit den Händen in der Luft herum.

Und sie sahen mich!

Mein Gott, sie bemerkten mich, diesen kleinen Punkt in der Weite des Ozeans, dieses schreiende, fuchtelnde Nichts. Sie verringerten die Fahrgeschwindigkeit und kamen auf mich zu.

Zwei Männer waren es. Sie streckten mir ihre Hände entgegen, ich griff zu, und sie hievten mich kraftvoll aus dem Wasser.

Aber das Verrückteste kommt erst: Einer der beiden war Noel Bannister!

***

Zwei Tage davor

Die Vampirin starrte den Dämon haßerfüllt an. »Du verdammter Bastard, wieso hast du das getan?« fauchte sie zornig. »Warum hast du mich getäuscht und hierher gelockt?«

»Ich sagte vorhin, daß ich dich gesucht habe«, erwiderte Atax. »Das stimmt. Ich wußte, daß du dich hier herumtreibst. Seit ein paar Tagen schon halte ich Ausschau nach dir.«

»Wozu? Was willst du von mir?« fragte Melissa eisig.

»Ich habe Pläne mit dir.«

»Ich will mit dir nichts zu schaffen haben!«

»Du wirst dich mir fügen, Blutsaugerin!« knurrte Atax. Es klang nicht nur hart, sondern auch verächtlich. Die Seele des Teufels hielt nicht viel von Vampiren. In seinen Augen waren sie Schwächlinge, weil sie kein Tageslicht vertrugen. Tagsüber mußten sie sich in Gruften oder Höhlen verkriechen, und wenn ihre Feinde sie dort aufstöberten, war es verhältnismäßig leicht, sie zu vernichten.

»Ich gehorche niemandem!« zischte Melissa trotzig. »Und deine Pläne interessieren mich nicht.«

»Du sprichst so, als hättest du eine Wahl. Die hast du aber nicht.«

Melissa ärgerte sich maßlos über den überheblichen Ton, den Atax angeschlagen hatte. Sie war es nicht gewöhnt, Befehle entgegenzunehmen, zu gehorchen. Sie hatte bisher alle Entscheidungen selbst getroffen, und so sollte es bleiben. Sie wollte nicht jemandem Rechenschaft für ihr Tun geben müssen, wollte niemandes Sklavin sein.

Sie wußte nicht, wie stark Atax war.

Er würde sie nicht zwingen können, etwas zu tun, was ihr gegen den Strich ging.

Sie schaute ihm frech und herausfordernd in die Augen. »Ich werde jetzt gehen, und du wirst mich nicht daran hindern!«

»O doch, das werde ich«, sagte der Dämon. »Versuch's lieber nicht!«

Die Blutsaugerin wandte sich dennoch trotzig um und entfernte sich stolz erhobenen Hauptes. Aber sie kam nicht weit.

Da war plötzlich ein violettes Licht. Es entstand, weil Atax es wollte. Magie war sichtbar geworden. Ein dünnes Band war es, das in der Luft schwebte, und dieses Lichtband rollte sich nun aus. Es schnellte hinter Melissa her, wurde zu einer Schlinge, die ihr über den Kopf fiel, und dann zog sich das violette Band um den weißen, schlanken Vampirhals zusammen.

Melissa schrie entsetzt auf.

Das Lichtband straffte sich mit einem jähen Ruck und riß die Vampirin von den Beinen.

Melissa landete im Sand. Sie fiel auf den Rücken, blieb aber nicht liegen, sondern wälzte sich herum und wollte die Finger unter die

Schlinge schieben, doch Atax' Magie stieß ihre Hände fort. Melissa erhob sich mit schmerzverzerrtem Gesicht. Sie kniete vor dem Dämon, der sie grimmig ansah.

»Ich könnte dich jetzt töten«, sagte er.

Sie glaubte es ihm. Jetzt zweifelte sie nicht mehr an seiner Stärke. Sie fühlte sich schwach und elend. Er hatte gesagt, er *könnte* sie töten. Im Moment sah es so aus, als *würde* er es auch tun.

Es kam ihr schwer über die bebenden Lippen, aber sie flehte um ihr Leben.

Er verhöhnte sie, lachte sie aus und ließ sie seine Kraft spüren. Es gefiel ihm, sie zu quälen. Er kostete seinen Triumph voll aus, und erst als sie zusammensackte und sich nicht mehr rührte, zog er seine Magie von ihr ab.

Er hatte die Vampirin gesucht und gefunden, und nun wollte er sie zu Mortimer Kull bringen.

***

Noel Bannister! Im meinen Augen war das der verrückteste Zufall, den es geben konnte - und der erfreulichste. Aber Noel klärte mich auf. Es war kein Zufall, daß er und sein Kollege hier aufgekreuzt waren.

»Wir rasen hier schon eine ganze Weile wie die Irren hin und her«, sagte mein Freund.

Sein Kollege war übrigens Fred Arness. Er hatte sich einen Kinnbart zugelegt, deshalb hatte ich ihn nicht sofort wiedererkannt. Ich war dabei gewesen, als er zu Noels Spezialabteilung kam. Mr. Silver und ich hatten Noel geholfen, die richtigen Leute für die neue Abteilung auszusuchen. Arness hatte bei allen Tests die besten Werte erzielt, und er eignete sich auch charakterlich bestens für den Kampf gegen die Hölle.

Er hatte keine Familie, ja nicht einmal eine Freundin. Somit bot er Feinden kaum eine Angriffsfläche, und er hatte von dem Tag, an dem er zur Spezialtruppe der CIA stieß, seinem ersten Einsatz entgegengefiebert, um zu beweisen, was in ihm steckte.

Nun war es endlich soweit.

Er sagte, er freue sich riesig, mich wiederzusehen, und er strahlte dabei so sehr, daß ich keinen Grund hatte, an der Wahrheit dieser Äußerung zu zweifeln.

»Wie die berühmte Stecknadel im Heuhaufen haben wir dich gesucht«, sagte Noel Bannister. »Zum erstenmal wurde uns dabei bewußt, wie groß so ein Meer ist und wie klein ein Mensch.«

»Beinahe wären wir an Ihnen vorbeigefahren, Tony«, sagte Fred Arness.

»Das fiel mir auf«, sagte ich finster.

»Tja, manchmal haben eben auch CIA-Agenten Tomaten auf den Augen«, bemerkte Noel Bannister. Seit wir uns das letztemal gesehen hatten, war sein Haar noch länger geworden. Er schien die Absicht zu haben, es überhaupt nicht mehr schneiden zu lassen. Grau, fast weiß war es gefärbt, und es wuchs ihm weit über den Hemdkragen. »Ich bin froh, dich gefunden zu haben, Tony. Das müssen wir unbedingt begießen. Fred, hol die Flasche. Wir machen das gleich, damit wir es nicht vergessen.«

Arness holte einen Flachmann und drei Becher, die er füllte.

»Ich trinke auf dein zweites Leben, Tony Ballard«, sagte Noel Bannister fast feierlich. »Und auf unser Wiedersehen.«

Wir stießen mit den Bechern an, und dann tranken wir. Der Whisky war edel. Nach meinem unfreiwilligen Bad und den vielen Aufregungen war er eine echte Wohltat, ein willkommener Muntermacher.

»Es war höchste Eisenbahn für dieses Wiedersehen«, sagte ich und gab den leeren Becher zurück.

»Schwimmst du nicht so gut?« fragte Noel Bannister.

»Oh, ich schwimme wie Mark Spitz«, erwiderte ich. »Wenn man mich läßt.«

»Man ließ dich doch«, sagte Noel und wies auf das Meer.

»Da war ein Hai…«

»Heiliger Strohsack. Das ist natürlich verdammt unangenehm.«

»Kannst du laut sagen. Wieso warst du nicht auf dem Flugplatz?«

»Wegen des Telegramms, das du mir geschickt hast«, antwortete Noel.

»Ich habe keins geschickt.«

»Das weiß ich inzwischen auch.«

»Was stand in dem Telegramm?«

»Daß du nicht kommen könntest.«

»Sonst nichts?« fragte ich.

»Nicht die geringste Begründung. Das machte mich schließlich doch stutzig. Ich sagte mir, dieses Telegramm könne nicht von meinem guten Freund Tony Ballard stammen, der würde mir doch mitteilen, warum er nicht kommen könne. Ich rief deshalb in London an, und Vicky Bonney sagte mir, was ich hoffte und vermutete: Du wärst abgereist. Ich klemmte mir sofort Fred unter den Arm und raste mit ihm zum Airport, aber die Maschine war schon gelandet. Als wir das Flughafengebäude verließen, sahen wir dich in einem Taxi sitzen und folgten dir. Im Gewühl des Straw Market verloren wir dich aus den Augen. Aber dann bekamen wir mit, daß dich die Kerle mit einem Boot fortbrachten. Wertvolle Zeit verging, bis wir diesen Kahn hier aufgetrieben hatten. Wir rasten hinter euch her. Irgendwann befanden sich deine Kidnapper auf der Rückfahrt - und sie waren nur noch zu

zweit, wie wir mit dem Fernglas unschwer erkennen konnten. Wir hofften, daß sie dich mit keiner Kugel über Bord geschossen hatten und suchten das Meer Quadratmeter um Quadratmeter ab, bis wir dich gefunden hatten. Möchtest du wissen, wer mir das verdammte Telegramm zugespielt hat?«

»Wer schon? Professor Kull natürlich.«

»Natürlich«, echote Noel.

***

Es gab auch auf den Bahamas ein Kull-Laboratorium, westlich der Berry Islands, gut getarnt und unterirdisch. Oben drauf stand ein prachtvolles Haus, das einem reichen griechischen Reeder gehörte, und der war ein Strohmann von Mortimer Kull. Seit Jahren tanzte er nach Kulls Pfeife. Dafür vermittelte ihm der Chef der OdS Geschäfte, an die er sonst nie gekommen wäre.

Eine Hand wäscht die andere…

Kull saß in dem Hubschrauber, der die Insel soeben anflog. Er war ein großer, blonder, blauäugiger Mann, elegant angezogen und äußerst seriös wirkend. Aber in seinem genialen Gehirn gab es eine Fehlschaltung, und die war für seinen unersättlichen Machthunger verantwortlich. Um ein gestecktes Ziel zu erreichen, ging er ohne Gewissensbisse über Leichen.

Niemand war davor gefeit, von Kull abserviert zu werden. Nicht einmal seine engsten Mitarbeiter.

Sie saßen alle auf einem gefährlichen Schleudersitz, und Kulls Finger befanden sich immer in der Nähe des Auslöseknopfs. Er brauchte nur auf den Knopf zu drücken, und schon ging es mit dem Betreffenden ab in den Tod.

Noch nie hatte Mortimer Kull gezögert…

Er flog den Helikopter nicht selbst, sondern überließ dies einem erfahrenen OdS-Piloten. Ziemlich tief schwirrte die stählerne Libelle über das kristallklare Wasser. Bunt schillernde Fischschwärme ergriffen erschrocken die Flucht, als der Schatten des Hubschraubers auf sie fiel.

Neben Kull saß Robert McEveely.

Oder Atax, die Seele des Teufels, in Menschengestalt. Wie man will…

Professor Kull wandte sich an seinen schwarzhaarigen Begleiter. »Übrigens: Tony Ballard ist tot.«

McEveely sah den Professor überrascht an. »Tatsächlich? Woher hast du diese Information?«

»Von meinen Männern.«

»Sind sie zuverlässig?«

»Ich denke schon. Wer für mich arbeitet, muß zuverlässig sein. Mit Versagern mache ich kurzen Prozeß.«

»Wie wir«, sagte Atax. »Versager kommen vor das Tribunal der Dämonen und enden auf dem Richtblock des Grauens.«

Kull war von seinem Verbündeten fasziniert. Atax hatte bis jetzt noch nichts gefordert, hatte ihn immer nur unterstützt. Eine solche Partnerschaft gefiel Kull. Er konnte weiterhin frei entscheiden, schalten und walten, wie es ihm beliebte, und wenn er zu all dem, was er zu geben imstande war, auch noch Magie einsetzen wollte, sprang Atax jederzeit mit seiner ungeheuren Kraft ein. Angenehm, sehr angenehm war diese Verbindung, die Mortimer Kull nur Vorteile brachte.

»Was ist dem Dämonenhasser zugestoßen?« wollte der Dämon wissen.

Kull erzählte es ihm.

McEveely rümpfte die Nase. »Und wo ist der Beweis, daß Tony Ballard tot ist?«

»Na hör mal, so weit kann kein Mensch zurückschwimmen, und es gibt genug Haie, denen ein einsamer Schwimmer hervorragend schmeckt.«

McEveely schüttelte den Kopf. »Einen Feind wie Tony Ballard wirft man trotzdem nicht einfach nur ins Meer. Man bringt ihn vorher sicherheitshalber um.«

»Ich glaube nicht, daß uns Ballard noch mal Schwierigkeiten machen wird«, sagte Mortimer Kull überzeugt. »Wir können ihn getrost vergessen.«

Der Hubschrauber erreichte die Insel. Flappernd hing er einige Augenblicke über dem weiß markierten Landekreis, dann sank er langsam nach unten und setzte schließlich auf.

Während sich das große Rotorblatt noch drehte, öffnete Professor Kull die Kanzeltür und stieg aus. Gebückt verließ er den Rotorbereich. Robert McEveely folgte ihm.

Atax bediente sich nicht immer dieser Gestalt. Er haßte es eigentlich, sich in die Enge eines menschlichen Körpers zu zwängen, aber er tat es, um weitestgehend unauffällig zu bleiben.

Heute nannte er sich Robert McEveely, morgen konnte er schon ganz anders heißen und auch aussehen. Ihm waren in dieser Hinsicht keine Grenzen gesetzt.

Auch darum beneidete ihn Mortimer Kull.

Es wäre nicht übel gewesen, selbst dämonische Fähigkeiten zu besitzen. Dann hätte er sich nicht mehr auf Atax' Unterstützung verlassen müssen. Wenn die Seele des Teufels ihm einmal nicht helfen wollte, mußte es ihm auch recht sein. Zwingen konnte er Atax nicht.

Es gab Momente, da spielte Mortimer Kull mit dem Gedanken, den ganz großen Schritt zu tun.

Atax hätte ihm bestimmt helfen können. Er hatte von

Dämonenweihen gehört. Wenn ein Mensch sich ihr unterzog, hörte er auf, Mensch zu sein, wurde zum Dämon und somit unsterblich, unverwundbar - und konnte sich obendrein höllischer Kräfte bedienen. Aber er mußte Asmodis als seinen Herrn und Gebieter anerkennen, und das störte Kull dabei. Er wollte seine Unabhängigkeit nicht verlieren. Sie war ihm heilig. Er konnte es nicht vertragen, jemanden über sich zu haben, dem er möglicherweise gehorchen mußte, von dem er Befehle entgegennehmen, von dem er sich sagen lassen mußte, was zu tun war.

Aber Unsterblichkeit… Damit liebäugelte Mortimer Kull schon lange. Immer jung und vital zu sein, niemals zu altern, das war schon verlockend. Alle Menschen, mit denen er heute zusammenarbeitete, würden alt werden und sterben. Er würde sie durch neue Kräfte ersetzen und selbst die Zügel nie aus der Hand geben müssen. Er hätte mehr Zeit gehabt, seinen Plan, die Welt zu beherrschen, zu verwirklichen.

Wenn er es mit dieser OdS-Generation nicht geschafft hätte, dann eben mit der nächsten oder übernächsten. Für ihn hätte das dann keine Rolle mehr gespielt.

Verlockend wären diese Aussichten schon gewesen. Das einzige Haar in der Suppe war eigentlich nur Asmodis. Aber redete der Höllenfürst Atax viel drein? War Atax nicht ziemlich frei in seinen Entscheidungen?

Der Haken an all diesen Überlegungen war vermutlich, daß man als Mensch nicht gleich so hoch einsteigen konnte, um mit Atax auf derselben Stufe zu stehen. Bestimmt wurde man tiefer eingereiht und mußte sich erst hochdienen.

Dienen! Allein das Wort ging Mortimer Kull schon sehr gegen den Strich. Er liebte es, wenn man ihm diente, aber *er* wollte keinem dienen, das war unter seiner Würde.

Vielleicht ließ sich irgendwann einmal ein Geschäft mit Asmodis machen. Atax müßte das einfädeln, damit Kull gleich etliche Dämonenstufen überspringen konnte.

Aber das war Zukunftsmusik.

Im Moment gab es andere Dinge, um die sich Mortimer Kull kümmern mußte.

Immer langsamer drehte sich das Rotorblatt des Hubschraubers, von dem sich Professor Kull mit seinem Begleiter Robert McEveely entfernte.

Innerhalb der Organisation des Schreckens beneidete man McEveely um seine Sonderstellung, denn Kull behandelte ihn wie seinesgleichen. Niemand sonst konnte so hoch aufsteigen. Sie gingen auf das Traumhaus zu, das dem griechischen Reeder Cristos Narichos - und somit Mortimer Kull - gehörte (denn auch Narichos gehörte dem

Professor, der behandelte ihn manchmal beinahe wie einen Leibeigenen).

Unter hohen, schattenspendenden Palmen stand es auf einer kleinen Erhebung. Von der großen Terrasse hatte man einen phantastischen Blick aufs strahlendblaue Meer. Weiße Mauern, schattige Arkaden, ein moosgrünes Dach, Außen- und Innenpool, eine Menge Zimmer, in denen ab und zu die OdS-Elite untergebracht wurde, unweit vom Haus ein kleiner natürlicher Hafen, zu dem eine Treppe aus Natursteinen, eingesäumt von Poincianas, hinunterführte… Das war die eine Seite. Harmlos und schön.

Aber es war nur die sichtbare Spitze des Eisbergs.

Das ausgedehnte Laboratorium befand sich darunter, und nur eine Handvoll OdS-Leute wußten davon.

Ein Mann um die Fünfzig trat aus dem Haus. Er trug ein kurzärmeliges Hemd, tiefe Falten kerbten sich in sein brutal wirkendes Gesicht. Sein Name war Barry Foxworth. *Doktor* Barry Foxworth, aber er durfte diesen akademischen Titel nicht mehr tragen, denn er war ihm aberkannt worden, weil er Dinge getan hatte, die gegen die ärztliche Ethik verstießen.

Dennoch war er ein hervorragender Chirurg. Vor allem auf dem Gebiet der Laserchirurgie war er eine Kapazität und somit ein brauchbarer Mann für Professor Kull.

Bei Kull durfte er all die Dinge tun, die normalerweise verboten waren - und dafür bekam er auch noch eine Menge Geld. Deshalb hatte er es bis zum heutigen Tag auch noch nicht bereut, in Mortimer Kulls Dienste getreten zu sein.

Er begrüßte seinen Arbeitgeber mit nüchterner Freundlichkeit. Auch an McEveely verschwendete er einige Höflichkeitsfloskeln. Ein OdS-Mann übernahm die Rolle des Dieners und mixte Drinks.

Er servierte sie auf der großen Terrasse. Kull hatte unter einem malvenfarbenen Sonnensegel Platz genommen. Der Drink war leicht und kühl, sehr erfrischend.

»Wie geht es ihr?« wollte Mortimer Kull wissen, nachdem er einen Schluck genommen hatte.

»Unverändert, Professor«, antwortete Foxworth.

Kull kräuselte die Nase. »Das höre ich nicht gern.«

»Ich weiß, Sir, aber so stehen die Dinge.«

»Haben Sie versucht, sie zu wecken?«

Foxworth nickte. »Auf die verschiedensten Arten. Leider ohne Erfolg.« Er berichtete, was er alles getan hatte, und Mortimer Kulls Blick verdüsterte sich. Er schaute McEveely ernst und fragend an, war an dessen Meinung interessiert.

»Sie braucht Zeit«, sagte Atax. »Du darfst nicht ungeduldig sein, Professor. Der Eingriff war keine Kleinigkeit, das muß sie erst

verkraften.«
»Wird sie's denn überstehen?« fragte Kull.
»Ich bin davon überzeugt. Sie ist zäh.«
»Wir könnten ihr zuviel zugemutet haben.«
»Sie wird aufwachen«, sagte Atax bestimmt.
»Wäre schön, wenn es bald sein würde«, brummte Mortimer Kull. »Du weißt, wofür ich sie brauche.«
»Sie wird ihrer Aufgabe gerecht werden«, versprach ihm Atax.
»Ich nehme an, Sie wollen sie sehen«, sagte Barry Foxworth.
»Später«, erwiderte Professor Kull und griff wieder nach seinem Glas. Mit zusammengekniffenen Augen blickte er nachdenklich aufs Meer hinaus. Wieder einmal plante er eine große Sache, die ihm viel Geld einbringen würde.
Geld war etwas, von dem er nie genug haben konnte, denn Geld bedeutete Macht, und je mehr Macht er in die Hände bekam, desto lieber war es ihm. Er spannte dafür alles ein. Sogar die Kräfte der Hölle machte er sich mit Atax' unschätzbarer Hilfe dienstbar. Kull war Multimilliardär, und er setzte seinen immensen Reichtum wie ein bestens funktionierendes Instrument ein. Auf der Welt hatte alles seinen Preis, und Mortimer Kull war in der Lage, ihn zu bezahlen.
Nachdem die Gläser leer waren, verließen die Männer die Terrasse. Sie begaben sich in den großzügigen, rustikal eingerichteten Livingroom, und Barry Foxworth drückte auf einen verborgenen Knopf.
Ein schwerer Eichenschrank *rollte* daraufhin, auf Kugellagern fast lautlos zur Seite, und eine Tür aus schußsicherem Glas wurde sichtbar. Diese öffnete Foxworth mit einem codierten Kartenschlüssel, und dann traten Mortimer Kull, Atax und der Chirurg in eine große holzgetäfelte Aufzugkabine.
Sie fuhren zwei Etagen nach unten und betraten wenig später das geheime Laboratorium, in dem ein einmaliges, noch nie dagewesenes Experiment lief.
Da war ein Blubbern, Zischen und Dampfen. In Holzständern standen Eprouvetten. In Reagenzgläsern befanden sich verschiedenfarbige Flüssigkeiten. Es gab Oszillographen, die im Moment nicht in Betrieb waren, Monitore, weitere elektronische Überwachungsgeräte, Schaltpulte, Gaschromatographen und dergleichen mehr. Zwei OdS-Chemiker waren an der Arbeit. Mortimer Kull sprach kurz mit ihnen, dann ging er weiter.
Foxworth öffnete eine dicke Panzertür und ließ dem Professor den Vortritt.
Sie gelangten in einen Raum, der absichtlich dunkel gehalten wurde und in dem sich ein riesiger Glaszylinder befand, der mit einer von Kull entwickelten Flüssigkeit gefüllt war. Die chemische

Zusammensetzung *entstammte* seinem genialen Gehirn. Die Magie, die ihr innewohnte, von Atax.

Doch es befand sich nicht nur diese Flüssigkeit (sie schien zu leben, veränderte ständig ihre Farbe) im Glasbehälter, sondern auch ein splitternacktes Mädchen.

Melissa, die Vampirin!

***

Meine Kleider waren noch nicht trocken, als wir das »Grand Central« betraten. Dementsprechend fielen die Blicke aus, die man mir heimlich zuwarf.

Mich störte es nicht, daß man meinte, ich hätte einen Sprung in der Schüssel. Man dachte das nicht zum erstenmal von mir. Ich brauchte den Leuten nur von Geistern und Dämonen zu erzählen, und schon passierte es.

Da meine Reisetasche in dem Taxi geblieben war, das mich nicht hierhergebracht hatte, hatte ich nichts zum Umziehen, doch das änderte Noel Bannister, und die Kosten dafür übernahm großzügig die CIA, der ich nach getaner Arbeit wieder eine Honorarforderung schicken würde. General Mayne bestand darauf, mich zu bezahlen.

Noel kaufte in den Hotelläden ein. Meine Größe kannte er.

Er ließ mir seinen Bademantel, und als ich mit dem Duschen fertig war, brachte ein Bote die Sachen zum Anziehen. Es war mehr, als sich in meiner Reisetasche befunden hatte. Beste Qualität, aber ein bißchen verrückt - amerikanisch eben.

Noel Bannister und Fred Arness erwarteten mich in der Hotelbar. Mein grell gemustertes Hawaiihemd gefiel ihnen so sehr, daß sie leise applaudierten.

»Endlich zeigt er mal ein bißchen Mut zur Farbe«, sagte Noel Bannister grinsend.

»Gezwungenermaßen«, gab ich zurück.

»Sag bloß, ich habe deinen Geschmack nicht getroffen.«

»Nicht ganz, aber das macht nichts. Hier kennt mich ohnedies keiner«, erwiderte ich schmunzelnd.

»Willst du auch noch schnell einen heben, bevor wir gehen?« fragte Noel.

Ich schüttelte den Kopf, Noel ließ die Drinks auf die Zimmerrechnung setzen, und wir verließen das Hotel, auf dessen Parkplatz ein nilgrüner Sedan stand, ein Leihwagen.

Wir stiegen ein. Noel startete den Motor und ließ das Fahrzeug anrollen.

»Ist es unverschämt von mir, wenn ich wissen will, wohin wir fahren?« erkundigte ich mich bei meinen amerikanischen Freunden.

»Keineswegs«, gab Noel Bannister zurück. »Wir statten einem

Landsmann von dir einen kleinen Anstandsbesuch ab.«

»Aha. Und wozu tun wir das?«

»Weil er uns etwas Interessantes zu erzählen hat.«

»Wie ist sein Name?«

»Chuck Buchanan. Er ist übrigens genau das Gegenteil von dir: unsympathisch, selbstherrlich, überheblich, präpotent… He, Fred, was für miese Eigenschaften fallen dir noch ein?«

»Großkotzig, widerlich, egoistisch, rücksichtslos, arrogant…«, setzte Fred Arness fort.

Noel nickte zustimmend. »Ja, das alles und noch viel mehr ist dein lieber Landsmann Chuck Buchanan.«

»Vielleicht kann ich's deichseln, daß man ihn ausbürgert«, sagte ich.

Noel lachte. »Dann wäre er staatenlos, denn kein anderes Land würde ihn haben wollen.«

***

Melissa…

Sie hatte sich verändert, sah nicht mehr so aus wie vor zwei Tagen, als sie McEveely im Nachtclub kennenlernte. Sie schwamm leblos in dieser chemisch-magischen Flüssigkeit, hatte die Augen geschlossen, schien tot zu sein - ertrunken. Jung, schlank und makellos war ihr Körper. Bisher hatte die Vampirin einem Menschen sehr ähnlich gesehen, doch nun…

Genau genommen hatte nicht sie sich verändert, sondern sie war verändert *worden.*

Und zwar auf Mortimer Kulls Wunsch und in seinem Beisein.

Der Professor blies seinen Brustkorb auf und lächelte dünn. »Hier entsteht ein neues Wesen, das es bisher noch nie gab«, sagte er, und seine blauen Augen strahlten vor Begeisterung. »Das ist auch dein Verdienst, mein Freund. Du hast mir deine Kraft zur Verfügung gestellt. Ich habe dir viel zu verdanken.« Er legte McEveely die Hand auf die Schulter.

Die Worte hörten sich gut an, aber Mortimer Kull war zu aufrichtiger Dankbarkeit nicht fähig, das wußte Atax. Deshalb maß er den Worten auch keine Bedeutung bei; sie waren leer und unwichtig.

Ein spezielles Gas-Sauerstoff-Gemisch blubberte in den großen Glaszylinder. Kleine und große Bläschen bildeten sich und tanzten nach oben. Auf ihrem Weg stießen sie gegen den nackten Mädchenkörper, als würden sie ihn streicheln und massieren.

»Geben Sie ihr mehr davon«, sagte Mortimer Kull, nachdem er einen Blick auf die Rundskala geworfen hatte.

Bary Foxworth drehte an einem Rädchen, und sogleich entstiegen der Zuleitung doppelt so viele Bläschen.

»Das genügt«, sagte Professor Kull.

Foxworth nahm sofort die Hand von dem Rädchen und warf einen prüfenden Blick auf die Blutsaugerin. Die Bläschen sorgten für eine Strömung im Glasbehälter. Der Auftrieb erfaßte einen Arm des nackten Mädchens und zog ihn mit sich nach oben.

»Sie erwacht«, sagte Barry Foxworth begeistert. »Sie hebt den Arm.«

»Es ist nur die Strömung«, sagte Kull, und im nächsten Augenblick sank Melissas Arm wieder kraftlos nach unten.

Senkrecht schwamm die Vampirin im Glas.

Eine neue Melissa.

Eine Blutsaugerin, wie Mortimer Kull sie brauchte.

Für einen ganz bestimmten Zweck. Normalerweise scheuen Vampire das Wasser. Sie leben nur auf dem Land. Mortimer Kull brauchte aber eine Blutsaugerin, die vor Wasser keine Scheu hatte, die sich darin so zu Hause fühlte wie ein Fisch und sich auch wie ein solcher fortbewegte. Und sie sollte das Wasser auch jederzeit - und solange sie wollte - verlassen können.

Ein Amphibium war hier im Entstehen.

Eine Vampirnixe!

Im Verlaufe einer viele Stunden dauernden magischen Prozedur hatte Atax, die Seele des Teufels, unter Einsatz seiner gesamten schwarzen Energie eine unblutige Verwandlung des Schattenwesens vorgenommen.

Mortimer Kull hatte ihm die Schwanzflosse eines großen Meeresfisches beschafft, und geheimnisvolle, übernatürliche Kräfte hatten etwas noch nie Dagewesenes hervorgebracht.

Beinahe hätte Atax zuviel Kraft für die Nixenbildung eingesetzt. Melissa drohte zu Staub zu zerfallen.

Der Dämon bemerkte es aber rechtzeitig, zog Kraft ab und schaltete die Gefahr auf diese Weise aus.

Melissa verfiel in einen totenähnlichen Zustand. Atax konnte nichts weiter tun. Man mußte warten, bis die Vampirin erwachte. Wecken konnte sie niemand.

Barry Foxworth fühlte sich geehrt, daß er bei dem magischen Experiment assistieren durfte. Aufmerksam beobachtete er Melissa.

Wie eine Leiche schwamm sie in der chemisch-magischen Flüssigkeit, doch Atax fühlte, daß Melissa bald die Augen öffnen würde - und dann würde sie Blut haben wollen, denn daran hatte sich nichts geändert.

Als Mortimer Kull mit ihm zum erstenmal über seine Idee sprach, hatte ihm Atax gesagt, daß er ihm helfen könne. Der Dämon hatte erfahren, daß die Vampirin die Inseln unsicher machte, und dem Professor versprochen, sie zu fangen.

Innerhalb kurzer Zeit fand Robert McEveely die Spur der Blutsaugerin und richtete es so ein, daß sie sich für ihn als Opfer

interessierte.
Er schirmte sich gut ab, damit sie ihn als Schwärzblütler nicht erkannte, und sein Plan funktionierte ausgezeichnet.
Und nun gab es diese andere Melissa nicht mehr.
Sie brauchte weder stehendes noch fließendes Wasser zu fürchten, würde pfeilschnell schwimmen und das Wasser jederzeit verlassen können, würde sich im Süßwasser genauso wohlfühlen wie im Meer.
Und sie würde Mortimer Kull gehorchen.
Das Wissenschaftsgenie hatte sich eine neue Waffe zugelegt!

***

Während wir zu Chuch Buchanan unterwegs waren, erzählte mir Noel Bannister eine sehr interessante Geschichte.
»Es sah zuerst nach einem ganz gewöhnlichen Fall aus«, berichtete er. »Deshalb kümmerten wir uns nicht darum.« Mit *wir* meinte er die neu geschaffene Abteilung. »Man setzte Edgar Loy auf die Sache an. Loy war ein guter Agent. Er wollte zunächst allein operieren und nach erledigter Vorarbeit Verstärkung anfordern. General Mayne ließ ihm freie Hand. Er wußte, daß er sich auf Loy verlassen konnte. Ab und zu meldete sich Loy um zu berichten, wie weit die Vorarbeiten schon gediehen waren, und der General war mit dem Fortgang der Dinge zufrieden. Es geht um Geld, Tony, um sehr viel Geld - um zehn Millionen Dollar. Du erinnerst dich bestimmt noch an den englischen Postraub. Amerikanische Gangster haben ihn kopiert Sie waren zu sechst. Zwei wurden erschossen, zwei konnten verhaftet werden, ehe sie das Land verließen, zweien aber gelang die Flucht: Virgil Redmond und Milburn L. Caan. Das L steht für Lewis. Diesen beiden Verbrechern gelang aber nicht nur die Flucht. Sie schafften auch die Beute raus aus den USA.«
Noel Bannister sagte, die CIA hätte sich nicht eingeschaltet, wenn ihr nicht zu Ohren gekommen wäre, was Redmond und Caan mit dem Geld vorhatten. Es gab genug polizeiliche Institutionen, die sich darum hätten kümmern können. Aber der Fall hatte auch einen politischen Aspekt.
Caan und sein Komplize hatten sich mit dem Geld nach Venezuela begeben und einen wertvollen, mit Diamanten besetzten Jadegott gekauft.
Und nun warteten sie auf Angebote von zwanzig Millionen Dollar aufwärts.
»Clevere Kerle«, sagte ich. »Sie wollen ihre Beute verdoppeln.«
»Und das wird ihnen auch gelingen«, sagte Fred Arness. »Angeblich gibt es bereits mehrere ernst zu nehmende Interessenten.«
»Aber damit ist es Caan und Redmond noch nicht genug«, sagte Noel Bannister. »Sobald sie die zwanzig Millionen haben, wollen sie ein

Waffengeschäft tätigen, das ihren Gewinn noch mal verdoppelt.«

»Und auf die USA würde ein Verdammt schlechtes Licht fallen«, meinte Fred Arness. »Amerikanische Gangster finanzieren mit amerikanischem Geld ein Waffengeschäft und beliefern einen der schwelenden Krisenherde.«

»Dagegen haben wir was«, brummte Noel Bannister.

»Verständlich«, sagte ich.

»Deshalb wurde Edgar Loy auf die Gangster angesetzt«, sagte Arness. »Und nun ist er tot - und es ist unser Fall.«

»Wir sind da«, sagte Noel Bannister und steuerte den Wagen in eine große Parklücke.

***

»Wann kann ich mit ihrem Einsatz rechnen?« fragte Mortimer Kull.

Atax zuckte mit den Schultern. »Bald. Ein genauer Zeitpunkt läßt sich nicht bestimmen.«

Kull trat an den Computer und rief das Experimentprotokoll ab. Zahlen, Daten, Fakten und chemische Formeln erschienen auf dem blendfreien Bildschirm.

Man hatte Melissas Resistenz erhöht.

Kulls neue lebende Waffe hatte nur einen Fehler: Sie ließ sich nur nachts einsetzen. Tageslicht schadete der Vampirin nach wie vor, aber wenn man das wußte, konnte man sich darauf einstellen, und somit fiel dieser Nachteil der Bedeutungslosigkeit anheim.

Kull kam eine Idee. Er stellte blitzschnell einige kompliziert aussehende Berechnungen an und erhöhte die Werte anhand der gewonnenen Ergebnisse. »Mal sehen, ob das etwas bringt«, sagte er und schaltete den Computer ab.

Barry Foxworth erhielt Anweisungen, die sogleich ausgeführt werden sollten. Der Chirurg nickte eifrig. »Mach' ich, Professor. Sie können sich darauf verlassen.«

Kull und McEveely verließen den Raum, und Foxworth nahm die Checktabelle in die Hand. Langsam schritt er die Apparaturenfront entlang, trug ein, was die Skalen anzeigten, und bereitete alles für einen Reflextest vor, den ihm Professor Kull befohlen hatte.

Plötzlich spielten die hochempfindlichen Geräte, die bisher äußerst zuverlässig gearbeitet hatten, verrückt. Lichtskalen flackerten, Zeiger zuckten oder rotierten, Digitalanzeigen durchrasten ein breites Zahlenspektrum.

Foxworth legte die Checktabelle nervös weg. Was hatte das zu bedeuten? Sollte er Professor Kull alarmieren?

Irgend etwas schien schiefzulaufen.

Aber Fehler korrigierte man besser ohne Mortimer Kulls Wissen, damit der Professor nicht auf den Gedanken kam, man wäre das

Vertrauen, das er in einen gesetzt hatte, nicht wert.

Vielleicht war die Vampirnixe erwacht!

Barry Foxworth vernahm ein schwappendes, klatschendes Geräusch. Er wirbelte herum und riß verblüfft die Augen auf.

Der Glaszylinder war leer!

***

Das Royal Victoria Hotel ist das älteste Hotel der Bahamas. Es wurde 1860 bis 1862 erbaut und steht inmitten eines tropischen Gartens mit über hundert Jahre alten Bäumen. Alte Tradition und moderner Komfort zeichnen es aus.

Hier residierte Chuck Buchanan in der größten und teuersten Suite.

Obwohl er wußte, daß wir kamen, empfing er uns im Bademantel. Blütenweiß war das Prachtstück, und in die Brusttasche war eine blutrote Krone gestickt, unter der sich die Buchstaben CB befanden: Chuck Buchanan.

Noel Bannister hatte ihn angerufen und um diese »Audienz« gebeten, die er uns gnädig gewährte.

Wir saßen ihm in tiefen weichen Sesseln gegenüber. »Was wollen Sie trinken?« fragte er. »Es ist alles da.«

Wir lehnten dankend ab.

»Genieren Sie sich nicht«, forderte uns Buchanan auf. »Drei Drinks machen mich nicht ärmer. Ich kann es mir leisten, Sie zu bewirten. Soviel können Sie gar nicht trinken…« Er lachte, als hätte er soeben den Witz des Jahres vom Stapel gelassen. Mit beiden Daumen auf seine breite Brust weisend, sagte er: »Chuck Buchanan war mal ein ganz armes Schwein. Ich hatte manchmal nicht mal 'ne Hose am Hintern, aber ich habe mich nach oben geboxt. Der Tüchtige setzt sich immer durch. Man konnte nicht nur zu Zeiten eines Henry Ford reich werden, man kann es auch heute noch. Der Beweis sitzt hier vor Ihnen, Gentlemen.«

Eine Tür öffnete sich, und wir sahen ein ungemein hübsches Mädchen. Sie trug ein giftgrünes Minikleid, und ihr Anblick ließ Männerherzen höherschlagen.

Sie paßte zu Chuck Buchanan wie die Faust aufs Auge, und sie hätte seine Tochter sein können, so erfrischend jung war sie.

»Komm her, Süße«, sagte Chuck Buchanan. Er wedelte mit der Hand. »Sag den Gents guten Tag.«

Sie sagte: »Hallo!«

»Sie heißt Amanda Stone«, bemerkte Buchanan. »Ist'n braves Kind. Ich bin mit ihr sehr zufrieden. Na komm schon zu uns, Süße. Die Gents beißen dich nicht. Das ist Fred Arness vom amerikanischen Geheimdienst. Und das Noel Bannister, ebenfalls CIA. Und dieser Gentleman ist ein waschechter Brite namens Tony Ballard. Er ist

Privatdetektiv und arbeitet irgendwie mit der CIA zusammen. Wie das funktioniert, weiß ich nicht, ist auch nicht wichtig.«

Amanda Stone sagte noch dreimal »Hallo!«, und dann setzte sie sich auf die Armlehne, auf die Buchanan ungeduldig klopfte. Für gewöhnlich war dies eine Geste für Schoßhündchen.

Als Amanda die langen, wohlgeformten Beine übereinanderschlug, sah ich, daß sie auch einen giftgrünen Slip trug. Es war nicht leicht, *nicht* dorthin zu sehen. Und Amanda machte keine Anstalten, den Saum des kurzen Kleides auch nur um einen Millimeter nach unten zu ziehen.

»Der Mann, den die Haie vor unseren Augen zerrissen haben, war ein CIA-Agent«, erklärte Buchanan seiner Freundin. »Amanda fiel beinahe in Ohnmacht.«

»Es war grauenvoll«, sagte das dunkelhaarige Mädchen.

»Sie ist sehr zart besaitet«, erklärte Buchanan. »Aber ich muß zugeben, auch mir ging die Sache verdammt an die Nieren. Schließlich erlebt man nicht alle Tage, wie ein Mensch von Haien gefressen wird. Da war ein Mann… Der war so kaltschnäuzig und hat das Ganze fotografiert. Jede Einzelheit. Mit diesen Bildern kann er ein Vermögen machen. Ja, wenn man im richtigen Moment schaltet…«

»Sie denken wohl immer nur ans Geld«, sagte Noel Bannister.

»Gibt es etwas Wichtigeres?«

»Ein Menschenleben zum Beispiel«, sagte ich.

Das Bulldoggengesicht meines Landsmannes verdüsterte sich. »Dann will ich Ihnen mal die Augen öffnen, Mr. Ballard. Der Mensch zählt nicht soviel.« Er schnippte mit dem Finger. »*Geld* regiert die Welt. Mit Geld können Sie alle Menschen kaufen.«

»Nicht alle«, widersprach ich ihm.

»Alle!« behauptete er überzeugt. »Glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich rede. Ohne Geld ist man ein armes Schwein, eine Matte, auf der sich alle die Schuhe abputzen. Ich war so eine Fußmatte. Jahrelang mußte ich den Fußabstreifer spielen. Heute bin *ich* derjenige, der sich an anderen die Schuhe abputzt, und niemand muckt auf. Weil sie alle vor meinem Geld auf dem Bauch liegen. So sieht das Leben aus, Mr. Ballard.«

Ich verzichtete darauf, ihn zu belehren. Es hätte ja doch nicht gefruchtet. Typen wie Chuk Buchanan waren unbelehrbar. Sie hatten ihre Meinung, und von der gingen sie nicht ab.

Buchanan mußte in jungen Jahren einen gehörigen Knacks abbekommen haben. Wahrscheinlich hatte man ihm so übel mitgespielt, daß er heute noch darunter litt.

Noel Bannister bat ihn, uns zu erzählen, was sich auf Great Exuma Island abgespielt hatte.

»Es war grauenvoll«, sagte Amanda sofort wieder.

»Halt den Rand, Süße«, blaffte Buchanan. »Das hast du schon mal gesagt. Im Krieg passieren noch schlimmere Dinge.«

»Deshalb muß man das, was auf Great Exuma passiert ist, nicht gutheißen«, sagte Amanda.

»Tu' ich das denn?« fragte Buchanan ärgerlich. »Meine Güte, du kannst einem aber auch nie richtig zuhören. Sag mal, wozu hast du eigentlich deine Ohren, wenn du sie nie benutzt?« Er wandte sich an uns. »Aber wenn ich mal was zum Mund herauslasse, das nicht für ihre Ohren bestimmt ist, das hört sie garantiert. Diese Weiber. Sie sind eine Plage…« Er besann sich Noel Bannisters Bitte, zu erzählen. »Also, Amanda und ich saßen in der ersten Reihe. Mitte. Ich wollte alles ganz genau sehen, und die Haie waren wirklich so nahe, daß man meinte, man könne sie anfassen.«

»Es war grauenvoll…«

»Süße, jetzt gehst du mir langsam auf die Nerven! Halt die Klappe! Die Gents müssen ja denken; du wärst 'ne aufgezogene Spielzeugpuppe… Also, wir saßen in der ersten Reihe, und die Show lief. War nicht schlecht gemacht, muß ich ehrlich zugeben. Ich hätte vielleicht noch ein bißchen mehr Pepp hineingebracht, aber… Naja. Was der Sprecher von sich gab, war nicht uninteressant…«

»Ich wette, du hast dir nichts davon gemerkt«, sagte Amanda.

»Natürlich nicht«, schnauzte Buchanan sie an. »Ich habe schließlich wichtigere Dinge im Kopf, aber das begreifst du ja nicht… Die Hai-Show war in vollem Gange, da flog plötzlich Ihr Kollege ins Becken. Ich dachte zuerst, es wäre eine Puppe, aber dann sah ich, daß es sich um einen Menschen handelte. Er war an der rechten Schulter verletzt.«

»Es war die linke«, behauptete Amanda.

»Es war die rechte«, polterte Buchanan. »Ist ja auch egal. Er war jedenfalls an der Schulter verletzt und blutete stark - und die Haie rochen das Blut. Sie können sich vorstellen, wie diese verdammten Bestien auf einmal verrückt spielten. Und der Mann lebte auch noch.«

»Es war grauenvoll…«

»Noch einmal, Süße! Nur noch ein einziges Mal, und du machst 'ne Fliege, klar? Während die meisten Zuschauer anfingen, hysterisch zu schreien, behielt ich einen kühlen Kopf. Das Leben hat mich hart gemacht. Mich stößt nichts aus den Pantinen. Jemand hatte den Mann ins Haibecken geworfen. Für mich war das Mord. Ich bin bei Gott kein Heiliger, nie gewesen. Aber bei Mord hakt es bei mir aus. Mord, nee. Das ist bei Chuck Buchanan nicht drin. Deshalb packte mich die kalte Wut, und ich rannte aus dem Zuschauerraum. Ich fand eine Tür, kletterte eine Leiter hoch… Man sieht es mir nicht an, aber ich kann unheimlich schnell sein. Mein Bauch stört mich dabei nicht im geringsten… Das Haibecken war oben offen, und es gab einen

Leichtmetallsteg, der das Bassin an drei Seiten umgab, und auf diesem befanden sich die Killer. Ja, es waren zwei.«

Buchanan beschrieb sie flüchtig.

»Sie hatten Kanonen. Schwere Schießeisen«, fuhr Buchanan fort. »Die Waffen steckten in ihrem Gürtel. Sie zogen sie nicht. Sie rannten auch nicht davon, als ich mich ihnen näherte. Bis auf drei Meter ließen sie mich an sich herankommen. Eiskalt war ihr Blick. Sie hatten keine Angst vor mir. Sie sagten, ich solle stehenbleiben, und als ich nicht gehorchte, kam so ein komisches violettes Licht auf mich zu, und ich konnte mich nicht mehr rühren. Erst jetzt verließen sie den Leichtmetallsteg, und mir war es unmöglich, ihnen zu folgen. Erst als ihr Vorsprung so groß war, daß ich ihre Spur nicht mehr finden konnte, konnte ich weitergehen. Das… das waren ganz sonderbare Menschen… Der eine hatte eine Verletzung. Die Haut war aufgeschnitten. Und in der glänzte… Halten Sie mich nicht für verrückt, Gentlemen. Ich hab's ganz deutlich gesehen, und auf meine Augen kann ich mich verlassen… Also aus dieser Wunde glänzte Stahl!«

Edgar Loy war von Cyborgs umgebracht worden!

Von Professor Kulls Mord-Robotern.

Deshalb hatte Noel Bannisters Spezialabteilung den Fall übernommen. Aus diesem Grund hatte mich Noel angerufen und um Unterstützung gebeten.

Loys Aufgabe war es gewesen, die amerikanischen Gangster dingfest zu machen.

Kull ließ ihn deshalb beseitigen.

Ich brauchte nur zwei und zwei zusammenzuzählen, um zu wissen, was lief: Mortimer Kull war scharf auf den wertvollen Jadegott. *Er* wollte ihn den Gangstern abjagen. Und die, die das ebenfalls versuchten und ihm möglicherweise in die Quere kommen konnten, mußten über die Klinge springen.

Er hatte mit Edgar Loy den Anfang gemacht.

Ich hätte die Nummer zwei sein sollen.

Und mit Sicherheit standen auch Noel Bannister und Fred Arness auf seiner Abschußliste.

***

Barry Foxworth schluckte aufgeregt. Ihm war unheimlich zumute. Wo befand sich die Vampirin? Hatte sie sich aufgelöst? Oder hatte sie den Glasbehälter verlassen? Sein Blick irrlichterte durch den dunklen Raum.

»Melissa?«

Sie antwortete nicht.

Foxworth griff nach einer verchromten Stange.

Vorsichtig begab er sich auf die Suche. Zwischen den einzelnen Apparaturen gab es Zwischenräume, in denen sich sie Vampirnixe versteckt haben konnte. Foxworth schlug mit der Stange da hinein, aber er traf keinen Körper.

Er beugte die Knie, ging in die Hocke, schaute unter die Tische. Nichts.

Dem Glaszylinder entstieg ein geisterhaftes Blubbern. Das Gas-Sauerstoffgemisch, das die Blutsaugerin genährt hatte, entwich nutzlos.

Foxworth schlich um den großen Behälter herum. Seine Nerven waren straff gespannt. Er wußte nicht, wie stark die Vampirnixe war und wie sie sich verhalten würde, wenn er sie entdeckte.

Es war denkbar, daß sie ihn angriff.

Sie mußte hungrig sein.

Okay, sie würde Blut bekommen, aber nicht seines.

Der Chirurg entdeckte eine große Wasserpfütze auf dem Boden. Aufgelöst schien sich Melissa demnach nicht zu haben. Die Pfütze war die Spur, die sie hinterlassen hatte.

In der weiteren Folge entdeckte Foxworth Schleifspuren, die von der großen Flosse herrühren müßten. Wenn er ihnen folgte, mußte er zwangsläufig auf Melissa stoßen.

Aufmerksam lauschte der Chirurg. Die Vampirin verriet sich mit keinem Geräusch, aber es gab nur noch eine Möglichkeit, sich zu verstecken, und darauf schlich Foxworth jetzt zu.

Neben einem Metallschrank entdeckte er sie.

Bleich schimmerte ihm ihr Gesicht entgegen. Feindselig starrte sie ihn an. Vielleicht auch ein bißchen unsicher. Sie schien sich selbst noch nicht richtig zu kennen, mußte sich erst damit vertraut machen, daß sie keine Füße mehr hatte, daß sie sich anders fortbewegen mußte als früher.

Er näherte sich ihr, vorsichtig, neugierig. »Melissa, du bist wieder bei Bewußtsein.«

Sein Blick tastete ihren nackten Körper ab, saugte sich zwischen ihren Lenden fest, an diesem dunklen, wolligen Dreieck, und plötzlich sah er in ihr keine Feindin, sondern ein begehrenswertes Geschöpf. Sein Interesse an ihr war auf einmal kein medizinisches mehr.

»Wo bin ich?« wollte die Vampirnixe wissen.

»Auf einer der vielen Bahama-Inseln«, antwortete Foxworth. Er kam sich mit der verchromten Stange albern vor, deshalb lehnte er sie an die Wand. Melissa konnte sich mit dieser großen Flosse bestimmt nicht schnell bewegen. Er fand, daß seine Vorsicht unbegründet war.

»Es ist Tag, nicht wahr?« sagte Melissa. »Ich fühle es.«

»Ja, aber du bist hier unten, zwei Etagen unter der Erde, in Sicherheit. Hierher verirrt sich kein Sonnenstrahl.«

»Hat Atax mich hergebracht?«
»Nein, McEveely.«
Melissa verzichtete darauf, ihn aufzuklären, daß McEveely und Atax ein und dieselbe Person waren. Es war nicht wichtig, daß er es wußte. Für diesen Mann war überhaupt nichts mehr wichtig, denn es war ein Todeskandidat. Die Blutsaugerin war schon hungrig gewesen, als sie auf McEveely traf. Jetzt war ihr Hunger noch größer.
»Was habt ihr mit mir gemacht?« fragte Melissa böse. Die Worte kamen fauchend aus ihrem Mund.
»Wir haben an dir ein einmaliges Experiment vorgenommen«, sagte Foxworth so stolz, als wären die Höllenkräfte, die zum Erfolg beigetragen hatten, von ihm gekommen. »Du bist jetzt Fisch und Mensch… äh, das muß natürlich heißen: Fisch und Vampir.«
»Wem habe ich das zu verdanken?«
»Professor Kull«, antwortete Foxworth.
»Wer ist das?«
»Mortimer Kull, dein Herr und Gebieter. Du mußt ihm von nun an gehorchen.«
»Und wenn ich das nicht tue?«
»Kriegst du kein Blut. Er hat dich in der Hand.«
»Das denkt er.«
»Es ist so. Du solltest dich fügen, solltest dich nicht gegen ihn stellen, das hat er nicht gern. Er könnte dich hart bestrafen. Genau genommen solltest du dem Professor dankbar sein. Er hat deinen Lebensbereich, deinen Aktionsradius erheblich erweitert. Du kannst von Insel zu Insel schwimmen, kannst einsame Fischer überfallen, kannst das Blut nächtlicher Ausflügler trinken. Das Wasser hat für dich seinen Schrecken verloren. Du kannst jetzt darin leben wie ein Fisch. Und wenn es dir im Wasser nicht mehr gefällt, kannst du an Land gehen. Du bist widerstandsfähiger geworden. Ist das schlecht?«
»Warum hat mich Kull verändert?«
»Er wird dir den Grund selbst nennen. Vielleicht solltest du wieder in den Behälter zurückkehren.«
»Ich will da nicht mehr hinein«, fauchte die Vampirnixe.
»Na schön, du mußt nicht, wenn du nicht möchtest«, sagte Foxworth, damit sie sich nicht weiter ärgerte. »Ich werde Kull holen.«
»Ich will ihn nicht sehen.«
Foxworth lachte. »Hier ist nur wichtig, was Professor Kull will, merk dir das.«
Er wandte sich um.
Da passierte es…
Kraftvoll schnellte sich die Vampirnixe ab. Sie warf sich auf den Mann, riß ihn zu Boden und biß sofort zu!

***

»Kennst du dich aus, Tony?« fragte Noel Bannister, während wir durch den herrlichen Hotelgarten gingen. Mehr als zweihundert verschiedene Tropenpflanzen gab es hier zu bewundern. Dieser Garten gehörte zu den Sehenswürdigkeiten von Nassau.

»Noch nicht ganz«, antwortete ich. »Aber ich bin sicher, du kannst mir noch mehr erzählen.«

Wir verließen den Hotelgarten und kehrten zu unserem Wagen zurück.

»Redmond und Caan befinden sich auf den Bahamas, richtig?« fragte ich beim Einsteigen.

»Richtig«, bestätigte Noel. »Oder: Fast richtig.«

»Wieso nicht ganz?« wollte ich wissen. »Kull ist hier, also müssen die Gangster auch hier sein. Das sagt einem doch der klare Hausverstand.«

»Virgil Redmond und Milburn L. Caan befinden sich auf keiner der Inseln.«

»Sondern?«

»Auf einer Yacht.«

»Und sie haben den wertvollen Jadegott bei sich, nehme ich an«, sagte ich.

»Genau. Die Gangster haben aus ihrer Yacht eine schwimmende Festung gemacht.«

»Und die CIA will den Jadegott haben, richtig?«

»Du sagst es, Tony. Es ist amerikanisches Geld, das die Posträuber gestohlen haben. Wir würden den Jadegott versteigern.«

»Und wenn ihr mehr als zehn Millionen dafür bekommt?«

Noel grinste. »In diesem Fall wären wir bestimmt nicht traurig.«

»Ich sehe zwei Möglichkeiten«, sagte ich. »Entweder versuchen wir, Redmond und Caan die Jadefigur wegzunehmen, oder wir lassen diese Kastanie von Mortimer Kull aus dem Feuer holen und jagen sie ihm anschließend ab.«

»Beides ist gleich gefährlich«, bemerkte Noel Bannister und fuhr los. »Wohin tendierst du?«

Ich schmunzelte. »Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Caan und Redmond kenne ich nicht. Wie Mortimer Kull und seine OdS-Leute arbeiten, weiß ich hingegen. Deshalb wäre ich für die zweite Möglichkeit.«

Noel Bannister lachte. »Na so was, ich auch.«

***

Ein schauriger Schrei gellte durch das unterirdische Laboratorium. Professor Kull und Robert McEveely hatten es noch nicht verlassen. Kull hatte die Gelegenheit wahrgenommen, mit seinen Chemikern zu reden. Der Schrei alarmierte ihn und Atax.

»Melissa!« stieß Professor Kull heiser hervor.

Er rannte zur Panzertür. Foxworths Schrei riß ab.

»Sie hat ihn umgebracht!« keuchte Kull, aber es tat ihm nicht leid um den Chirurgen. Jeder Mensch war zu ersetzen. Was er gesagt hatte, war nichts weiter als eine Feststellung.

Die Stahltür öffnete sich, und sie sahen das nackte Mädchen. Es lag auf seinem Opfer. Kull wollte zu ihr eilen, doch Atax hielt ihn zurück.

»Laß sie ihn Frieden, Professor. Sei froh, daß sie wieder bei Besinnung ist. Du wirst von nun an dafür sorgen müssen, daß sie bekommt, was sie braucht. Auf den Bahamas gibt es genug Menschen. Wenn du verhindern willst, daß Melissa ausrückt, mußt du ihr die Opfer beschaffen, sonst verschwindet sie und holt sie sich selbst.«

Immer noch trank die Blutsaugerin. Die Vampirin schien sie nicht zu bemerken, so sehr war sie mit ihrem Opfer beschäftigt. Endlich ließ sie von ihm ab.

Sie richtete sich auf und gewahrte Kull und McEveely. Trotzig blickte sie den Professor an. Es hatte den Anschein, als wollte sie sagen: »Ich habe ihn getötet. Es ist mir egal, ob das deine Zustimmung findet oder nicht!«

Melissa erhob sich. Kull betrachtete sie wohlgefällig - sein Geschöpf. Die einzige Vampirnixe, die es gab. Er hatte sie erschaffen, zusammen mit Barry Foxworth und Atax, aber es war seine Idee gewesen.

Wieder ein Einfall, den er schlicht für genial hielt.

»Ich trage dir das nicht nach«, sagte Kull und wies auf den toten Chirurgen. »Ich hätte dafür sorgen müssen, daß vorhanden ist, was du brauchst, wenn du aufwachst. Es war mein Versäumnis. Von nun an wirst du Blut bekommen, wann immer du welches haben willst.«

»Ich hoffe, du denkst nicht an Blutkonserven«, sagte Melissa.

»Du tötest deine Opfer lieber selbst. Das kann ich einrichten. Ich bin Professor Mortimer Kull. Atax hat dich zu mir gebracht, weil ich möchte, daß du für mich arbeitest. Sobald du deine Aufgabe erfüllt hast, bist du frei. Ich denke, das ist ein faires Angebot.«

»Was ist, wenn ich mich weigere, für dich zu arbeiten?«

»In diesem Fall würde dich Atax töten. Doch ich denke, daß das nicht nötig sein wird. Atax hat mir gesagt, daß Vampire sehr schlau sind. Ihr seid nicht so primitiv wie Ghouls, nicht so wild und ungestüm wie Werwölfe. Ihr habt neben euren Hauern noch eine andere Waffe, die ihr klug einzusetzen versteht: Euer Gehirn.«

Atax beugte sich über den Mann, den die Vampirin getötet hatte. Er drehte Barry Foxworth um. »Der Vampirkeim fängt schon an zu wirken und sich in ihm zu entfalten«, sagte er und wies auf Foxworths Eckzähne, die merklich länger geworden waren.

»So rasch?« fragte Mortimer Kull erstaunt.

»Wenn sie ihn langsam getötet hätte, jeden Tag ein bißchen mehr, wäre er auch langsam zum Vampir geworden. So aber würde er sich

innerhalb kurzer Zeit erheben.«
»Es ist mir lieber, du verhinderst das«, sagte Mortimer Kull.
McEveelys Hände schienen plötzlich leicht violett gefärbt zu sein. Als er zupackte, schlug der bleiche Tote die Augen auf, ein aggressives Fauchen drang aus seinem Mund.
Atax drehte ihm blitzschnell das Gesicht auf den Rücken, und Foxworths zweites Leben war schon wieder zu Ende.

***

Wir kehrten in unser Hotel zurück. Noel und ich gingen geradewegs in die Bar, Fred Arness steuerte den Lift an. Er wollte sein durchgeschwitztes Hemd wechseln und anschließend ebenfalls in die Bar kommen.
Ich gönnte mir einen Pernod. Noel entschied sich ausnahmsweise mal für keinen Bourbon, sondern orderte einen Cuba libre.
»Laß uns die ganze Angelegenheit mal in aller Ruhe durchsprechen, Tony«, sagte er. »Virgil Redmond und Milburn L. Caan kreuzen irgendwo dort draußen zwischen den Inseln hin und her und warten auf das beste Angebot für ihren Jadegott. Es wäre nicht schwierig, sie ausfindig zu machen. Schwieriger ist es schon, auf die Yacht zu gelangen.«
»Deshalb überlassen wir diesen Teil der Arbeit Mortimer Kull«, sagte ich und hob mein Glas. »Ich trinke auf den wahnsinnigen Professor. Hätte nie gedacht, daß er uns auch mal nützlich sein würde.«
»Ich frage mich, wie er an den Jadegott herankommen will«, sagte Noel. »Caan und Redmond sind nicht allein an Bord. Die Männer, die sie bei sich haben, sind die schärfsten Wachhunde, die du dir vorstellen kannst. Die schießen zuerst und stellen hinterher ihre Fragen. Außerdem sollen sie bis an die Zähne bewaffnet sein.«
»Ich wette, Freund Kull hat eine Möglichkeit gefunden, sich den Jadegott unter den Nagel zu reißen«, meinte ich und nahm einen Schluck vom Pernod.
»Und wenn er die Figur hat, müssen wir schnell wie der Blitz sein, sonst verschwindet sie auf Nimmerwiedersehen.«
»Das heißt, wir müssen Kull ab sofort beobachten.«
»Jedenfalls sollten wir so bald wie möglich damit anfangen«, sagte Noel und nuckelte an seinem Cuba libre.
»Siebenhundert Inseln und mehr als zweitausend Cays«, sagte ich nur, und Noel Bannister verstand, was ich meinte.
Er bleckte die großen, kräftigen Zähne. »Wir fangen selbstverständlich nicht bei Null an, Tony«, sagte mein amerikanischer Freund. »Wir kennen die Insel, auf der sich Mortimer Kull befindet. Sie liegt vor Great Abaco. Er hat das idyllische Eiland ganz für sich allein, tritt dort als harmloser Feriengast auf. Aus dem CIA-Dossier geht

hervor, daß Kull irgendwo auf den Bahamas auch ein Laboratorium besitzt. Den genauen Standort kennen wir allerdings nicht. Wäre nicht schlecht, wenn wir ihn ausfindig machen und das Laboratorium zerstören könnten.«

»Du schadest Kull gern, wie?«

»Es macht mir einen Heidenspaß«, gab Noel grinsend zu. »Auf der Insel, auf der Kull ›Ferien‹ macht, befindet sich das Laboratorium jedenfalls nicht, das wissen wir mit Sicherheit. Ich wette, er hat irgendeinen Strohmann sitzen, der den biederen Bürger mimt und von dem kein Mensch denkt, er hätte mit Kull, diesem Satan in Menschengestalt, auch nur im Entferntesten zu tun.«

Es war ein seltsames Spiel, das diesmal lief. Eine Partei wußte über die andere Bescheid.

Kull hatte gewußt, daß Noel mich auf die Bahamas holte, und Noel kannte Kulls Aufenthaltsort. Es sah beinahe so aus, als spielten wir diesmal mit offenen Karten.

Das war neu.

Ich machte Noel darauf aufmerksam, daß er und Fred mit Sicherheit auch noch auf Kulls Abschußliste standen. »Mich glaubt er erledigt zu haben«, sagte ich ernst. »Nun könnte er seine Männer auf euch ansetzen.«

Noel Bannister zuckte mit den Schultern. »Ich kann ihn nicht daran hindern. Ich kann nur verhindern, daß die Kerle uns kriegen.«

»Mit wievielen OdS-Leuten ist Kull hier?« wollte ich wissen.

»Die genau Zahl kennen wir natürlich nicht, aber Kull scheint, um so wenig wie möglich aufzufallen, mit kleiner Mannschaft angetreten zu sein.«

Ich massierte mein Kinn nachdenklich mit Daumen und Zeigefinger. »Mit kleiner Mannschaft? Wie will er denn dann das Sicherheitssystem der Gangster knacken?«

»Das ist bis auf weiteres noch ein Geheimnis«, sagte der CIA-Agent. »Wir werden es noch eine Weile dabei belassen.«

»Weil wir müssen«, sagte ich. »Ist sein guter Freund Atax auch dabei?«

»Sollte Atax auf die Inseln gekommen sein, dann bestimmt nicht in seiner wahren Gestalt.«

»Tarnen und täuschen heißt wieder mal seine Devise«, brummte ich.

***

Fred Arness schwitzte leicht. Wenn andere noch staubtrocken waren, standen ihm schon Schweißperlen auf der Stirn. Er hatte das von seiner Mutter geerbt. Er kannte sie nicht anders als schwitzend. Immer hatte sie ausgesehen, als würde sie sich in Schweiß auflösen, die gute Frau. Allein mußte sie sich durchs Leben schlagen, nachdem ihr Mann

bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommen war.

Er bedauerte, daß sie nicht mehr erlebt hatte, wie er zur CIA kam. Sie wäre bestimmt sehr stolz auf ihn gewesen.

Arness warf sein durchgeschwitztes Hemd aufs Bett. Er eilte ins Bad und wusch sich.

Plötzlich war ihm, als hätte er ein Geräusch vernommen.

Sofort war er mißtrauisch.

Soeben hatte er sich mit dem Hotelhandtuch abgetrocknet. Jetzt hielt er inne und lauschte, das Handtuch in beiden Händen, den Blick in den großen Spiegel gerichtet. Aber er sah nicht sich an, sondern blickte an sich vorbei und durch die offene Tür.

Hatte jemand sein Zimmer betreten?

Er kniff die Augen zusammen. *Wenn* jemand nebenan war, konnte es keinesfalls ein Freund sein. Tony Ballard und Noel Bannister hätten sich laut bemerkbar gemacht.

Eine Minute verstrich. Nichts war zu hören. Vielleicht habe ich mich geirrt, sagte sich Fred Arness.

Es war möglich, daß das Geräusch aus einem der angrenzenden Zimmer gekommen war. Arness wohnte schließlich nicht allein im »Grand Central«.

Er entspannte sich, wischte sich mit dem Handtuch noch einmal über das Gesicht, obwohl es bereits trocken war, hängte das Frotteetuch dann über die Chromstange und kämmte rasch sein Haar. Anschließend schüttete er eine herb duftende Körperlotion in seine hohle Hand und rieb sich damit ein.

In der Badezimmertür blieb er kurz stehen und ließ den Blick aufmerksam durch den Raum schweifen. Nichts hatte sich verändert. Arness' Argwohn war unbegründet. Niemand hatte sich Einlaß in sein Zimmer verschafft.

Er schaute zum Schreibtisch, der in der Nähe des Fensters stand. Ein Stuhl stand davor, und über dessen Lehne hing die Schulterhalfter, in der eine Luger-Pistole steckte, die neuerdings mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Arness begab sich zum Schrank. Er öffnete beide Türen und wollte ein neues Hemd herausnehmen.

Da raste ihm eine Stahlfaust entgegen, die mit einer synthetischen Haut überzogen war, und landete mitten in seinem Gesicht.

***

Mortimer Kull befand sich noch im Haus des griechischen Reeders, jedoch nicht mehr im Laboratorium. Man hatte das Opfer der Vampirnixe fortgeschafft. Es war nicht nötig, Barry Foxworth zu begraben. Es genügte, ihn zu entkleiden, ihm einen schweren Gegenstand an die Beine zu hängen und im Meer zu versenken. Haie

und Barracudas würden den Rest besorgen.

Einer der OdS-Agenten holte Kull ans Telefon. Robert McEveely stand indessen auf der Terrasse und beobachtete, wie die Sonne allmählich unterging.

McEveely hörte Kull wütend brüllen. »Was? Sagen Sie das noch mal!« Der Professor schien schwer enttäuscht zu sein. Atax ahnte, was für eine Nachricht Kull soeben erhalten hatte.

Der Dämon vernahm die schweren Schritte seines Verbündeten und wandte sich langsam um. Wut funkelte im Mortimer Kulls Augen. Es zuckte in seinem Gesicht, und er rang nach Fassung.

»Tony Ballard lebt!« platzte es aus ihm heraus.

»Ich hab's befürchtet«, sagte McEveely. »Habe ich nicht gesagt…«

»Ja! *Ja!*« fiel ihm Mortimer Kull ins Wort. »Verdammt noch mal, ist dieser Ballard denn nicht totzukriegen? Wie viele Leben hat der Mann?«

»Eines«, sagte McEveely. »Nur eines, aber darauf paßt er sehr gut auf.«

»Diese Versager!« knurrte Mortimer Kull. »Crawford und Barnes. Das lasse ich ihnen nicht durchgehen. Sie haben ihre Aufgabe nicht gewissenhaft genug erledigt…« Der Professor unterbrach sich. Ganz ruhig wurde er, und in seinen hellen Augen befand sich auf einmal ein tödliches Glitzern. »Blut, hm?« sagte er nun völlig emotionslos. »Du sagtest, ich müsse dafür sorgen, daß Melissa immer ihr Blut bekommt. Okay, sie kann Crawford und Barnes haben.«

***

Fred Arness schrie auf. Er sah für einen Moment nur Sterne, Punkte und Kreise in allen Farben, und Tränen schossen ihm in die Augen.

Der Faustschlag beförderte ihn weit zurück, und der Kerl, der zugeschlagen hatte, sprang aus dem Schrank. Groß und breitschultrig war er, und seine Augen waren so seelenlos wie Glaskugeln.

Die Härte der Faust, dieser »unmenschliche« Blick…

Arness begriff, daß er es mit einem Kull-Cyborg zu tun hatte. Vielleicht war es sogar einer der beiden, die Edgar Loy getötet hatten.

Der CIA-Agent nahm aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr, und dann war es für ihn gewiß. Er hatte es mit den beiden Loy-Killern zu tun. Am Hals des zweiten Mannes schimmerte blanker Stahl.

Die Situation war mehr als kritisch.

Und Tony Ballard und Noel Bannister saßen unten in der Hotelbar bei einem Drink und hatten keine Ahnung davon…

Die Cyborgs rückten näher zusammen. Ein unüberwindbares Hindernis stellten sie dar.

Etwas tropfte auf Arness nackte Brust. Er dachte zuerst, es wäre Schweiß, aber dann sah er, daß es Blut war. Es rann ihm aus der Nase.

Sein ganzes Gesicht wurde von einem tauben Gefühl beherrscht. Bestimmt war seine Nase dick angeschwollen.

Er befürchtete, daß die beiden Mord-Roboter den Auftrag hatten, ihn zu töten. Und sie hatten die besten Chancen, diesen Auftrag erfolgreich auszuführen.

Arness besann sich seiner Luger.

Den Cyborgs standen magische Kräfte zur Verfügung, aber mit geweihtem Silber mußte ihnen beizukommen sein.

Der CIA-Agent wich zurück. Er beobachtete ständig beide Killer. Ich werde auf ihre Augen schießen, dachte er aufgeregt. Die Augen sind der schwache Punkt der Mordmaschinen.

Er stieß mit den Beinen gegen das Bett, ließ sich darauf fallen und machte eine schwungvolle Rolle rückwärts. Er drehte sich dabei, fiel neben dem Bett auf den Teppichboden und landete somit in der Nähe seines Schießeisens.

Die Cyborgs schienen seine Absicht nicht zu durchschauen. Oder waren sie sich ihrer Sache so sicher, daß sie nichts unternahmen?

Auch Cyborgs machen Fehler! durchzuckte es Fred Arness. Sie haben einen messerscharfen analytischen Verstand, aber sie wissen nicht, daß meine Waffe mit geweihtem Silber geladen ist. Sie denken, es befänden sich normale Kugeln im Magazin, und damit könnte ich ihnen nichts anhaben.

Arness schnellte herum.

Die Halfter hing günstig, Die Luger streckte ihm förmlich ihren Kolben entgegen. Er brauchte nur zuzugreifen und die Waffe aus dem Leder zu reißen. Alles andere würde dann fast von selber passieren. Arness war ein großartiger Schütze. Die Augen der Killer-Maschinen zu treffen, war für ihn kein unlösbares Problem. Er hatte auf diese Entfernung schon kleinere Ziele getroffen.

Die Luger flog ihm buchstäblich in die Hand. Er richtete sie auf die beiden gefährlichen Gegner, deren Körper mit einemmal von einem violetten Licht eingehüllt war. Dieses Licht bestrahlte den ganzen Raum und auch die Luger.

Arness dachte: Das nutzt euch gar nichts. Die Silberkugel läßt sich von eurem schützenden Licht nicht aufhalten. Sie wird es durchbohren.

Er drückte ab, rechnete mit einem lauten Krachen des Schusses und einem kräftigen Rückstoß, doch nichts passierte.

Ladehemmung!

Jetzt geriet der CIA-Agent in Panik.

***

Wir sprachen über viele Dinge. Es hatte sich in der jüngsten Vergangenheit eine ganze Menge ereignet, und Noel Bannister erfuhr

jetzt davon. Besonders aufmerksam hörte er zu, als ich ihm von meinem Abenteuer in der Hölle erzählte, und seine Miene nahm einen besorgten Ausdruck an, als ich von Marbu, dieser großen geheimnisvollen Kraft, sprach, der es gelungen war, mich zu vergiften. Besonders nahe ging ihm Pater Severins Schicksal.

»Werdet ihr ihm helfen können?« fragte Noel.

»Im Moment sieht es nicht so aus, aber wir werden die Hoffnung niemals aufgeben«, sagte ich und leerte mein Glas.

»Und wie sieht es mit dir aus, Tony?«

»Phorkys hat etwas Marbu-Gift aus mir abgezogen, aber es wird nachwachsen.«

»Dann ist es nicht mehr als eine Galgenfrist«, sagt Noel Bannister.

»Ich werde sie nutzen.«

»Weißt du schon, wie?«

Ich schüttelte den Kopf.

Noel seufzte. »Junge, ich mache mir ernsthaft Sorgen um dich.«

»Im Moment geht es mir gut. Ich bin topfit, und ich hoffe, daß das noch eine Weile so bleibt… Sag mal, wie lange braucht man, um ein Hemd zu wechseln? Zehn oder zwanzig Sekunden?«

»Auf jeden Fall nicht *so* lange, wie Fred braucht, das meinst du doch wohl, oder?«

Ich lächelte. »Ich wäre auch gern so schlau wie du.«

Noel Bannister hob wichtigtuerisch die Augenbrauen. »Tja, das schafft eben nicht jeder, damit mußt du dich abfinden.«

»Darf ich dir trotzdem einen Rat geben, Schlauberger? Ich würde bei Fred mal anklingeln und ihn fragen, ob er vergessen hat, daß er herunterkommen wollte.«

»Das mach' ich glatt«, sagte der sympathische CIA-Agent und erhob sich. »Ich hoffe, man kann dich einen Augenblick allein lassen. Versprich mir, daß es nicht gleich wieder eine Katastrophe geben wird.«

»Versprochen«, sagte ich, und Noel entfernte sich.

Als er wiederkam, sah sein Gesicht nach *Katastrophe* aus. »Fred hebt nicht ab«, sagte er heiser.

***

Ladehemmung! Ausgerechnet jetzt! Bis vor kurzem hätte Fred Arness in diesem Zusammenhang nicht an übernatürliche Kräfte gedacht, doch seit er der CIA-Spezialabteilung angehörte, hatte er von Dingen erfahren, die er für unmöglich gehalten hatte. Heute wußte er, wozu schwarzmagische Kräfte imstande waren. Der Dämonenjäger Tony Ballard, der Ex-Dämon Mr. Silver und der Parapsychologe Lance Selby wußten nicht nur viel davon zu erzählen. Sie hatten ihre Berichte darüber hinaus mit verblüffenden Fakten untermauert.

Die Luger hätte funktioniert, wenn die Cyborgs nicht auf die Technik Einfluß genommen hätten.

Es handelte sich um eine magische Ladehemmung, die die Pistole nutzlos machte.

Arness' grenzenlose Verblüffung schien die Cyborgs zu amüsieren. Sie grinsten ihn eiskalt an, und dann schnappten sie ihn sich. Die Luger rissen sie ihm aus der Hand und warfen sie aufs Bett. Dann schlugen sie auf ihn ein, bis er einer Ohnmacht nahe war. Arness besaß zwar große Nehmerqualitäten, aber was zuviel war, war zuviel.

Sie schleppten ihn ins Bad und wuschen ihm das Blut ab. Sie konnten mit ihm machen, was sie wollten. Er hatte nicht die Kraft, sie an irgend etwas zu hindern. Vielleicht würden sie ihn in der Badewanne ertränken…

Nachdem er sauber war, verließen sie das Bad mit ihm und kleideten ihn an, führten ihn aus dem Zimmer und begaben sich mit ihm zum Fahrstuhl. Sie brachten ihn aus dem Hotel, ohne daß es jemand merkte.

***

Dustin Crawford, der Mann, der Tony Ballard am Airport aufgelesen hatte, rechnete mit einer Sonderprämie, als man ihm ausrichtete, er solle in das Haus von Cristos Narichos kommen. Es machte sich eben bezahlt, wenn man zuverlässig arbeitete. Professor Kull war nicht kleinlich. Gute Leistungen wurden von ihm großzügig honoriert.

Ob Bob Barnes, sein Komplize, auch eine Prämie bekommen würde, wußte er nicht. Es interessierte ihn nicht. Genau genommen hatte er ja die Hauptarbeit gemacht. Der Mulatte war erst zugestiegen, nachdem Tony Ballard bereits ausgeschaltet war. Was es dann noch zu tun gegeben hätte, hätte Dustin Crawford auch allein erledigen können.

Es war Abend geworden.

Crawford verließ New Providence mit einem Motorboot, das einer Nußschale glich, aber über einen äußerst leistungsstarken Motor verfügte. In bester Laune raste er der Insel entgegen, auf der Narichos' Traumhaus stand.

Ein Lob von Kull, das war schon was. Crawford dachte an die möglichen Folgen. Wenn Professor Kull mit jemandem zufrieden war, konnte er es in der Organisation des Schreckens weit bringen. Crawford hatte schon von kometenhaften Aufstiegen gehört. Nirgendwo konnte man schneller nach oben kommen als bei der OdS. Hier wurden die Werte eines Mannes erkannt und genutzt.

Dustin Crawford hielt sich für besonders wertvoll. Er war der Ansicht, daß man ihn bis heute unter seinem Wert eingesetzt hatte, doch er hatte nie gemeckert, war nie unzufrieden gewesen. Es hatte ihm nichts ausgemacht, klein anzufangen, denn er hatte gewußt, daß

man früher oder später erkennen würde, wie nützlich er für die Organisation war.

Und nun war es soweit.

Er erreichte die Insel und begab sich zum Haus des Reeders hinauf. Er war schrecklich aufgekratzt und überlegte sich, wie er dem großen Boß gegenübertreten sollte. Servil? Selbstbewußt? Freundlich? Locker? Protzig?

Selbstsicher ja. Aber es war bestimmt nicht gut, zu kräftig auf den Putz zu hauen, auch dann nicht, wenn man einen so bekannten Gegner wie Tony Ballard ausgeschaltet hatte.

Im Haus brannte Licht.

Crawford blieb stehen und strich sich mit der flachen Hand über das Haar.

Da vernahm er ein leises Plätschern, und er schaute zum Swimmingpool hinüber. Jemand befand sich im Wasser. Ein Mädchen, und wenn ihn nicht alles täuschte, hatte sie keinen Faden am Leib.

Oh, verflucht… Mädchen waren Crawfords ganz große Schwäche. Er war verrückt nach ihnen. Ob blond, ob braun, er liebte sie alle. Auch die Hautfarbe war ihm egal. Er war kein Rassist. Leider war er kein Schönling, und seine Erfolge beim weiblichen Geschlecht fielen nicht so aus, wie er es gern gehabt hätte, deshalb mußte er ja mehr Geld verdienen, denn wer mit dem Zaster nur so um sich schmeißt, der kann an jedem Finger zehn Miezen haben.

Wie dieses Mädchen schwamm. Schnell wie ein Fisch war sie - und nackt, ganz bestimmt nackt.

Crawfords Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen. Er wollte mehr von der Kleinen sehen, deshalb näherte er sich dem Schwimmbecken. Soeben drehte sie auf der anderen Seite um und kam zurück. Mann, dachte Dustin Crawford beeindruckt, hat die ein Tempo drauf. Die schwimmt ja schneller als Tarzans Jane.

Sie erreichte den Beckenrand und richtete sich auf.

Sie sah ihn, aber sie genierte sich nicht.

Als er ihre nackten spitzen Brüste sah, durchlief es ihn siedendheiß. Sie war eine Schönheit, und sie war an ihm interessiert, das ließ sich leicht erkennen. Warum nicht? Ab und zu standen auch hübsche Mädchen auf ihn. Leider nur viel zu selten.

Er dachte sofort an die verrücktesten Dinge, und ihr Körper, der hell im kristallklaren Wasser schimmerte, erregte ihn sehr. »Hi«, sagte er mit belegter Stimme. »Ist bestimmt herrlich im Wasser.«

»Ich kann davon nicht genug kriegen.«

Er lächelte anzüglich. »Sind Sie in allen Dingen so unersättlich?«

»Wer möchte das wissen?«

»Zum Beispiel ich. Ich heiße übrigens Dustin Crawford. Meine Freunde nennen mich Dusty.«

»Ich bin Melissa, Dusty.«
»Ein geheimnisvoller Name. Er paßt großartig zu Ihnen. Sind Sie Professor Kulls Gast… oder mehr?«
»Ich bin noch zu haben.«
Er hüstelte. Donnerwetter, die Kleine ging aber ran. Die war bestimmt kein Kind von Traurigkeit, und prüde war sie auch nicht. Es machte ihr überhaupt nichts aus, hier splitterfasernackt vor ihm zu stehen, und sie schien nicht nur zu wissen, was sie wollte, sondern es auch immer zu bekommen.
»Das ist es doch, was Sie interessiert«, sagte Melissa.
»Nun… ja…«
»Warum kommen Sie nicht ins Wasser?«
Er lachte verlegen. »Ich bin angezogen.«
»Dann ziehen Sie Ihre Sachen eben aus. Oder schämen Sie sich vor mir?«
»Nein, natürlich nicht. Warum sollte ich?«
»Ich bin schließlich auch nackt. Kommen Sie, Dusty«, sagte Melissa und streckte die Hand nach ihm aus. Ihre Finger legten sich um seinen Fußknöchel.
»Hören Sie, ich habe eine Besprechung mit Professor Kull, aber die wird nicht lange dauern. Dann stehe ich Ihnen zur Verfügung.«
»Zu dieser Besprechung wird es überhaupt nicht kommen«, sagte Melissa, und der Druck ihrer Finger wurde hart. Er dachte, sich verhört zu haben. Was war das eben gewesen? Wie hatte sie das gemeint? Bevor er sie fragen konnte, handelte die Vampirin. Sie riß an seinem Bein, er verlor das Gleichgewicht und ruderte mit den Armen durch die Luft. Fast hätte er das Gleichgewicht wiedererlangt, aber da brachte ihn ein zweiter, wilderer Ruck zu Fall. Er stürzte ins Wasser, wollte schreien, doch ein Wasserschwall ertränkte den Schrei. Die Blutsaugerin drückte ihn bis zum Beckengrund hinab. Er schlug wie *von* Sinnen um sich, *wollte* sich befreien und auftauchen, denn er brauchte Luft. Aber die Vampirin ließ ihn nicht los. Schnell und stark war sie. Die Atemnot machte Dustin Crawford immer verrückter.
Er sah das Gesicht der Vampirin näherkommen, und dann spürte er ihren Biß…

***

Wir eilten zum Lift. Ich versuchte meine Erregung unter Kontrolle zu halten. Wenn sich Fred Arness nicht meldete, war das noch kein Grund, auszuflippen. Es war möglich, daß sich Fred gerade auf dem Weg zum Lift befunden hatte, als ihn Noel Bannister anrief. Wir warteten ungeduldig auf die Kabine, und ich wünschte mir, den spitzbärtigen Agenten zu sehen, wenn die Tür sich öffnete.
Die Tür ging wenig später auf, aber ich sah niemanden.

Immer noch kein Grund, sich aufzuregen, sagte ich mir und betrat mit Noel Bannister die Kabine.

Und dann standen wir vor Fred Arness' Tür.

Noel klopfte. »Fred! Fred!«

Nichts.

Noel warf mir einen düsteren Blick zu. »Also *ich* hab' jetzt ein verdammt flaues Gefühl im Magen.«

Er versuchte die Tür zu öffnen. Es war nicht abgeschlossen. Die Tür schwang zur Seite, und wir gingen hinein.

»Vielleicht mußte er mal für Königstiger«, sagte Noel und rief wieder Freds Namen.

Ich schloß die Tür. Auf dem Bett lag Fred Arness' schweißfeuchtes Hemd. Auch seine Pistole lag auf dem Bett. Die leere Schulterhalfter hing an der Lehne des Schreibtischstuhls. Der Schrank war offen. Der Raum vermittelte den Eindruck, als *müßte* Arness da sein.

Während ich unter dem Bett nachschaute, begab sich Noel Bannister ins Bad. Er kam zurück und schüttelte den Kopf. »Er hat sich umgezogen, aber die Pistole hat er hiergelassen. Das paßt nicht zu Fred. Er ist ein vorsichtiger Mann.«

Ich trat ans Fenster und schaute auf die Straße hinunter. Der Abendverkehr wälzte sich dicht am Hotel vorbei. »Wie hätte er sich verhalten, wenn er so wie ich aus dem Fenster gesehen und dabei etwas Wichtiges entdeckt hätte?« fragte ich. »Wäre er in diesem Fall aus dem Hotel gestürmt, ohne uns zu informieren?«

»Anzunehmen.«

»Dann wird er sich sicherlich bald melden.«

Noel schaute mich zweifelnd an. »Glaubst du das im Ernst, Tony?«

»Ich *will* es glauben, weil mir diese Variante besser gefällt als jede andere.«

***

Auch der Mulatte Bob Barnes wurde auf die Narichos-Insel befohlen, und wie Dustin Crawford glaubte auch er, daß ihn Mortimer Kull mit Lob, Anerkennung und Geld überhäufen wollte. Wenn er ehrlich zu sich selbst war, mußte er zugeben, daß er nicht viel zum Erfolg beigetragen hatte. Die Hauptarbeit hatte Dustin geleistet, und nicht einmal das war umwerfend viel gewesen. Schließlich ist es keine Kunst, einem Ahnungslosen ein Betäubungsgas ins Gesicht zu sprühen. Jedes Kind kann das.

Es gab nur einen Unterschied: Barnes glaubte nicht - wie Crawford -, daß sich Professor Kull nur bei ihm erkenntlich zeigen wollte. Daß er mit dieser Annahme richtig lag, bestätigte ihm Dustin Crawfords Boot, neben dem er anlegte.

Er sprang an Land, geschmeidig wie ein Panther, und er war bester

Dinge. Es ärgerte ihn nur ein wenig, daß ihn Dusty nicht angerufen hatte. Sie hätten mit einem Boot fahren können. Aber Dusty war manchmal ein bißchen eigen. Es lohnte sich nicht, sich über ihn zu ärgern.

Der Mulatte stieg die Stufen hoch. Er hörte das leise Ächzen der Hollywoodschaukel. Der Wind konnte sie nicht bewegen, denn es herrschte im Moment nahezu Windstille. Jemand mußte auf der Schaukel sitzen und sie hin und her bewegen. Barnes nahm nicht an, daß Professor Kull ihn allein hier draußen erwartete. Vermutlich saß ein OdS-Mann auf der Schaukel.

Er war angenehm überrascht, als er sah, daß es sich um keinen Mann, sondern um ein überaus hübsches Mädchen handelte. Sie trug einen überlangen gelben Bademantel, hatte die Beine angezogen und die Füße in den Stoff geschlagen. Sie mußte vor wenigen Minuten noch im Wasser gewesen sein, denn ihr Haar klebte feucht an ihrem Kopf, und an den Spitzen hingen glitzernde Tropfen.

Als sie Barnes sah, richtete sie sich auf und lächelte ihn vielversprechend an.

Der Bademantel klaffte vor ihren Brüsten auf, und er sah, daß sie darunter nackt war.

Er grinste, doch sie schloß das allzu tiefe Dekolleté nicht, obwohl sie sah, wie sich seine Augen dort hinein verirrten.

Er fragte, ob sie schon lange hier draußen sei, und sie sagte ja. Er sagte, dann müsse sie seinen Freund Dustin Crawford ankommen gesehen haben, und sie nickte.

»Er ist im Haus«, sagte sie.

»Bei Kull?«

»Ja.«

»Hat Dusty dich angequatscht? Er fliegt auf Mädchen.«

»Du nicht?«

»O doch. Aber nicht so sehr wie Dusty. Was Mädchen anlangt, hat er 'ne Meise. Man kann mit ihm die ernsthafteste Diskussion führen. Wenn ein schönes Mädchen vorbeigeht, hakt es bei ihm aus, und er weiß nicht mehr, worüber er vor 'ner Sekunde geredet hat.«

»Wir haben nur ein paar Worte gewechselt.«

»Hat er versucht, dich anzumachen?«

»Das schafft nicht jeder. Ich bevorzuge einen speziellen Typ Mann.«

»Groß, muskulös, mit einem Schuß Negerblut in den Adern?« fragte Bob Barnes grinsend.

»Woher weißt du…?«

»Deine Augen haben es mir verraten«, sagte der Mulatte und trat näher. Er wies auf den aufklaffenden Bademantel. »Hast du keine Angst, dich zu erkälten, Baby?«

»Es wird sich hoffentlich jemand finden, der mich wärmt.«

»Der ist schon zur Stelle«, sagte Barnes.

Sie forderte ihn auf, sich neben sie zu setzen, und er tat es arglos.

»Ich scheine heute meinen Glückstag zu haben«, behauptete er. »Alles ist großartig abgelaufen, und dann auch noch so 'ne attraktive Überraschung.«

Sie richtete sich noch mehr auf, und er war fasziniert von dem, was ihm ihr Ausschnitt bot.

»Soll ich dir etwas verraten, Baby?« sagte Barnes. »Wir beide haben dieselbe Wellenlänge, das spüre ich. Ich finde, wir sollten daraus was machen.«

»Einverstanden«, sagte das Mädchen, und als sie sich bewegte, öffnete sich der Bademantel bis zum Nabel.

Barnes preßte einen leisen Pfiff durch die Zähne, und dann griff er mit beiden Händen zu, hinein in den Mantel, hinein ins verlockende Vergnügen.

Ihr Körper war kalt, aber das machte ihn nicht stutzig. Er nahm an, daß sie zu lange im Wasser gewesen war, und er sagte sich, daß er es mühelos schaffen würde, ihr tüchtig einzuheizen. Er zog sie an sich. Dabei blickte er über ihre Schulter und ins Schwimmbecken.

Im Wasser schwamm jemand. Ein Mann, völlig angezogen - *tot.* Er mußte tot sein. Kein Mensch hielt es so lange wie er mit dem Gesicht unter Wasser aus.

Obwohl der Mann mit dem Gesicht nach unten im Swimmingpool lag, wußte Bob Barnes sofort, wer das war.

Das war Dustin Crawford!

»Dusty!« stieß Barnes verstört hervor. Er wollte sich von dem Mädchen lösen, doch sie klammerte sich an ihn. »Dusty ist tot!«

»Ja, er ist tot«, sagte das Mädchen.

»Aber du hast doch gesagt, er wäre bei Kull im Haus.«

»Ich habe gelogen.«

»Warum? Wer hat Dusty umgebracht?«

»Ich.«

Barnes verlor den Kopf. »Du? Wieso?«

»Weil Kull es befohlen hat. Es war die Strafe…«

»Strafe wofür?« krächzte Bob Barnes.

»Weil Tony Ballard noch lebt«, flüsterte die Vampirin gegen seinen Hals.

Barnes wollte sie von sich stoßen, um sie entgeistert anzusehen, doch sie hielt ihn fest. »Ballard lebt?« keuchte der Mulatte.

»Ja, und deshalb mußt auch du sterben«, sagte die Blutsaugerin, und er spürte etwas Hartes, das über seinen Hals kratzte. Spitz war es auch, und jetzt stach es ins Fleisch. Er versuchte sich von Melissa zu befreien, doch sie verkrallte sich regelrecht in ihn und gab ihn nicht mehr frei…

***

Was ich selbst nicht so recht glauben wollte, passierte eine Stunde später: Fred Arness rief im Hotel an. Er verlangte Noel Bannister, und wir quetschten uns zu zweit in die enge Telefonzelle. Außerdem hielt Noel den Hörer so, daß ich das Gespräch mithören konnte. Kopf an Kopf, Ohr an Ohr standen wir in der Telefonzelle und lauschten der Stimme des CIA-Agenten. Er war es bestimmt. Seine Stimme war gut zu erkennen. Alles schien in bester Ordnung zu sein.

»Noel, ich habe eine sensationelle Entdeckung gemacht«, sagte er.

Meine Worte, dachte ich. Ohne es zu ahnen, habe ich den Nagel genau auf den Kopf getroffen. Ein Zufallstreffer. Könnte öfter mal passieren.

»Was ist passiert, Fred?« fragte Noel Bannister verstimmt, statt daß er sich über den Anruf seines Kollegen freute.

»Du bist sauer, weil ich euch nicht informiert habe, he?«

»Verständlich, oder?«

»Noel, ich schwöre dir, dazu war keine Zeit. Ich fuhr mit dem Lift runter, wollte die Bar aufsuchen, da sah ich plötzlich die beiden Kull-Cyborgs. Ich dachte, mich laust der Affe. Sie standen mitten in der Hotelhalle. Sie wollten auch in die Bar, überlegten es sich dann aber anders und verließen das Hotel. Ich bin ihnen natürlich gefolgt. Sie stiegen in einen Wagen. Ich - mit einem Taxi hinterher… Sie fuhren in Richtung Fort Charlotte… Die West Bay Street immer nach Westen. Dann kommt links eine Villa in maurischem Stil, und rechts geht es zu einem alten Leuchtturm runter. Der Turm wird nicht mehr benutzt, jedenfalls wird er seiner ursprünglichen Bestimmung nicht mehr gerecht. Und jetzt kommt der Hammer, Noel: Dieser Leuchtturm dient den Kull-Cyborgs als Versteck. Außer den beiden, denen ich gefolgt bin, befinden sich noch zwei weitere hier. Ich brauche dringend Unterstützung. Allein schaffe ich die vier künstlichen Brüder nicht. Wir sollten noch in dieser Stunde zuschlagen. So eine günstige Gelegenheit, vier Cyborgs aus dem Verkehr zu ziehen, kommt nicht so bald wieder. Schwing dich mit Tony Ballard in den Sedan und komm umgehend hierher, und… Nichts für ungut, daß ich mich nicht früher gemeldet habe.«

»Ist schon in Ordnung«, sagte Noel Bannister.

Arness sagte, wo er auf uns wartete. Er beschrieb die Stelle sehr genau. Wir konnten sie nicht verfehlen.

»Wenn wir das hinter uns haben«, sagte Fred Arness abschließend, »leeren wir drei zusammen eine Flasche Genever auf den Sieg.«

Damit hängte er ein.

Auch Noel hängte den Hörer an den Haken.

»Hört sich verlockend an«, sagte ich und verließ als erster die Telefonzelle.

»Ja«, brummte Noel Bannister und legte seine Stirn in Falten. »So hört es sich an.«

»Wenn es eine Möglichkeit gibt, Mortimer Kull eins auszuwischen, bin ich immer dabei.«

Noel Bannister massierte seinen Nacken. Sehr nachdenklich sah er aus.

»Ist ein Haar in der Suppe?« fragte ich.

»Er sagte, er wollte in die Bar gehen, hätte aber die Cyborgs gesehen und umdisponiert, als diese das Hotel verließen.«

»Es war richtig, so zu handeln«, sagte ich.

»Er verläßt sein Zimmer, das schweißnasse Hemd bleibt auf dem Bett liegen, der Schrank bleibt offen…«

»Vielleicht steht er mit der Ordnungsliebe auf Kriegsfuß.«

»Ich würde Fred Arness als beinahe pedantisch bezeichnen«, sagte Noel. »Dieser Mann vergißt seine Waffe nicht, wenn er weggeht, Tony. Hast du noch im Ohr, was er abschließend sagte?«

»Dann leeren wir drei zusammen eine Flasche Genever auf den Sieg.«

Noel nickte fest. »Siehst du, und das ist das Tüpfelchen auf dem i, denn ich weiß, daß Fred Arness alles trinkt, vom Schmieröl bis zum doppelt gebrannten russischen Wodka. Er trinkt alles, nur keinen Genever. Den kann er nicht ausstehen.«

In meinem Kopf gab es Alarm. »Du meinst, er wollte dir auf diese Weise eine Warnung zukommen lassen?«

Wieder nickte mein amerikanischer Freund überzeugt. »Man hat ihn gezwungen, mich anzurufen. Und man hat mitgehört. Wenn das nicht stimmt, fresse ich einen Klosettbesen.«

»Einen gebrauchten?«

»Meinetwegen.«

»Mit einem Wort: Man hat Arness gezwungen, uns in eine Falle zu locken.«

Noel legte mir die Hand auf die Schulter. »Junge, du bist ja fast noch schlauer als ich.«

»Wir werden natürlich hingehen«, sagte ich.

»Wir können Fred Arness schließlich nicht im Dreck stecken lassen«, sagte Noel und holte Arness' Luger.

Dann verließen wir das »Grand Central«.

Und eine tödliche Falle wartete auf uns…

***

Alles in allem befanden sich zehn Mann auf der Yacht - Milburn L. Caan und Virgil Redmond mitgerechnet. Und noch jemand: Malas, der Jadegott, für zehn Millionen US-Dollar gekauft, aber mehr als das Doppelte wert. Man mußte nur den richtigen Leuten den Mund wäßrig machen, und das hatten Redmond und Caan sehr geschickt getan.

Überall, wo es schwerreiche Interessenten gab, hatten sie vorfühlen lassen, ob ein Interesse an Malas bestehe, und es lagen bereits einige ernst gemeinte Angebote vor. Redmond hätte bereits zugeschlagen und das Geschäft perfekt gemacht, aber Caan hatte die besseren Nerven. Er wollte sich von Malas erst trennen, wenn die Schallmauer durchbrochen wurde, und die stand bei fünfundzwanzig Millionen. Redmond war der Meinung, daß sich soviel Geld nicht herausholen ließ, aber Caan war vom Gegenteil überzeugt. Es gehörte nur sehr viel Geduld, eine große Portion Frechheit und ein ausgeprägtes Fingerspitzengefühl dazu.

Es kriselte auf der Yacht, die den Namen ALBATROS trug.

Caan und Redmond waren sich seit einiger Zeit nicht mehr grün. Sie gingen einander auf die Nerven, haßten es, auf so engem Raum miteinander leben zu müssen.

Sie konnten sich kaum aus dem Weg gehen. Irgendwann am Tag begegneten sie sich immer irgendwo. Entweder auf Deck oder darunter. Möglichkeiten, auszuweichen, gab es kaum.

Zu sechst hatten sie den größten Coup ihres Lebens gelandet, und zu zweit waren sie übriggeblieben. Caan wäre mit jedem anderen lieber zusammen gewesen als mit Redmond.

Er hatte ihn vor dem Coup schon nicht ausstehen können, und er hatte auch gegen Redmonds Teilnahme protestiert. Es war zu einer Abstimmung gekommen, und Caan war überstimmt worden.

Daß das nicht gerade dazu beitrug, sie Freunde werden zu lassen, ist klar. Der eine betrachtete den anderen als notwendiges Übel. Sie würden zusammenbleiben, bis das ganz große Geschäft getätigt war, aber dann würde jeder seines Weges gehen und sich nicht einmal mehr umdrehen.

Wie Feuersteine rieben sie sich manchmal aneinander, und immer häufiger gab es Funken. Bisher war kein Pulverfaß in der Nähe gewesen, in das sie fallen konnten, aber in absehbarer Zeit…

Sie waren grundverschiedene Menschen.

Der eine, Caan, kommißhaft korrekt, der andere, Redmond, schlampig und unzuverlässig. Caan übte gern die Befehlsgewalt aus, und Redmond ging das gegen den Strich. Er sah nicht ein, weshalb er seinem Komplizen gehorchen sollte. Caan war nicht mehr und nicht weniger als er. Sie waren gleichberechtigte Partner. Einer hatte dem anderen nichts zu befehlen, aber Caan versuchte es immer wieder, obwohl er wußte, daß er Redmond damit reizte.

Redmond war übergewichtig und liebte saloppe Kleidung.

Caan war stets elegant und peinlich sauber gekleidet und stelzte durch die Gegend, als hätte er einen Ladestock verschluckt.

Redmond trank auch mal ein Glas zuviel, bei Caan kam so etwas nie vor, und er legte seinem Partner das als Schwäche aus.

Sie waren beide Gangster und doch so verschieden wie Tag und Nacht, Feuer und Wasser…

An diesem Abend war die Atmosphäre wieder mal besonders angespannt. Hinzu kam, daß Virgil Redmond einiges über den Durst getrunken hatte, und wenn dies der Fall war, ging er einer Konfrontation nicht aus dem Weg.

Im Gegenteil. Es hatte fast den Anschein, als würde er sie suchen. Sein Blick war glasig. Er befand sich mit Caan unter Deck, wischte sich über die fette, glänzende Nase und sagte: »Ich gehe heute nacht noch an Land.«

Er wußte, daß er Caan damit ärgerte.

Und Milburn Lewis Caan reagierte auch sofort auf diese Bemerkung. Er schaute den Komplizen zornig an. »Du bleibst an Bord. Alle bleiben an Bord. Du auch.«

»Ich will endlich mal wieder was erleben. Ich weiß ja schon nicht mehr, wie eine nackte Frau aussieht.«

»Man kann sich beherrschen.«

»Du vielleicht. Ich nicht.«

»Der Mensch ist schließlich kein Tier. Ich lasse dich nicht von Bord.«

»Denkst du, ich suche schriftlich bei dir um Landurlaub an? Wenn ich gehen will, gehe ich einfach, und du kannst nichts dagegen tun.«

Es blitzte gefährlich in Caans Augen. »So. Denkst du.« Er legte die Hand auf Redmonds Arm. »Ich würde es an deiner Stelle lieber nicht darauf ankommen lassen. Es könnte dir verdammt schlecht bekommen.«

Virgil Redmond bleckte die Zähne wie ein bissiger Hund. »Nimm deine dreckige Pfote weg, Milburn, sonst gibt's ein Unglück!«

»Du drohst mir?« Caan lächelte wölfisch.

»Verdammt, ich mag es nicht, wenn man mich anfaßt!«

Caans Finger drückten fest zu. Er schien es auf eine Kraftprobe ankommen lassen zu wollen, und Redmond, der nicht mehr ganz nüchtern war, konnte sich nicht beherrschen.

Er riß sich los, ballte die Rechte zur Faust und schlug zu. Er wollte Caans Gesicht treffen, doch dieser reagierte blitzartig. Er nahm den Kopf zurück. Redmonds Faust wischte knapp vorbei, und Caans Konterschlag war ein Volltreffer, der Virgil Redmond auf den Hintern setzte.

Benommen schüttelte Redmond den Kopf. Dann betastete er vorsichtig sein Gesicht, um zu sehen, ob er blutete. Als er feststellte, daß dies der Fall war, wurde er vor Wut kreidebleich.

Umständlich stand er auf. Er spürte den unbändigen Wunsch in sich, den verhaßten Komplizen umzubringen, aber mit bloßen Händen hätte er das nicht geschafft. Er dachte an seine Pistole, die er aber nicht bei sich trug.

Er mußte sie holen…

Virgil Redmond hielt dem Komplizen die Hand hin, an der sein Blut klebte. Es war eine anklagende Geste. »Das hättest du nicht tun dürfen, Milburn! Du hast mich geschlagen!«

»Du hast es so gewollt«, sagte Caan gleichgültig.

»Du hättest das nicht tun dürfen!« wiederholte Redmond heiser, wirbelte herum und rannte davon.

»Idiot!« sagte Caan abfällig. Er schüttelte den Kopf, und seine Miene verdüsterte sich, denn ihm war plötzlich, als würde er von einer unsichtbaren Hand berührt.

Mehrmals hatte er in letzter Zeit schon dieses eigenartige Gefühl gehabt. Heute war es besonders intensiv. Caan hatte keine Angst. Er war nur erstaunt.

Langsam drehte er sich um, und wie immer war niemand zu sehen. Aber es schienen seltsame Bande zu bestehen - zwischen ihm und… Ja, zwischen ihm und wem eigentlich?

Er dachte an Malas, den Jadegott, dessen Heimat der Dschungel von Venezuela gewesen war. Wo sein neues Zuhause sein würde, war noch nicht entschieden.

Ein italienischer Adeliger, dem geheime Beziehungen zur Mafia nachgesagt wurden, wollte die Statue unbedingt haben, und er hatte auch die besten Chancen, sie zu bekommen. Er mußte nur noch mit dem hohen Preis einverstanden sein. Das Geld aufzutreiben, war für ihn kein Problem. Caan hatte Erkundigungen eingeholt. Der blaublütige Italiener hatte nicht nur Geld wie Heu, sondern auch in zahlreichen Provinzen ausgedehnte Ländereien.

War es Malas, der auf diese ungewöhnliche Weise Kontakt mit ihm aufnahm?

Caan blickte dorthin, wo sich der Safe befand.

Kälte schien durch die Stahltür zu sickern.

Caan schauderte unwillkürlich. Eine leichte Gänsehaut kroch ihm über den Rücken. Was hatte das zu bedeuten? Was war hier im Gange?

Man hatte ihm gesagt, es würden sich unvorstellbare Zauberkräfte in der Jadestatue befinden, und es wäre keinesfalls eine tote Materie. Leben, unbegreiflich und tückisch, sollte sich in der Statue befinden.

Milburn L. Caan hatte dem keinen Glauben geschenkt.

Primitive Menschen glauben gern an Geister, erfinden gern unheimliche Geschichten.

Für ihn war Malas nur ein lebloses, wertvolles *Ding*, nichts weiter.

Aber dieses *Ding* hatte sich soeben bemerkbar gemacht! Oder hatte er sich das nur eingebildet?

Caan schüttelte ärgerlich den Kopf. Er war ein nüchterner Mensch mit einem klaren, messerscharfen Verstand. So jemand bildet sich

doch nicht ein, von einer unsichtbaren Hand berührt worden zu sein. Es paßte nicht zu ihm.

Geheime Zauberkräfte, ein düsterer Spuk, Macht, die aus dem Jenseits kam… So ein Humbug. Irgend jemand hatte sogar behauptet, an Malas würde ein Fluch haften. Caan glaubte es nicht.

Aber was veranlaßte ihn so stark, auf den Safe zuzugehen? In ihm entstand der Wunsch, das Stahlfach zu öffnen. Wieso zögerte er? Hatte er Angst?

Angst vor Malas?

Angst vor einem Stein?

Lächerlich.

Als wollte er sich selbst etwas beweisen, trat er entschlossen vor den Safe und schaltete die Alarmsicherung aus. Dann drehte er das Rädchen und stellte die Zahlenkombination ein. Ein dünner Schweißfilm legte sich auf seine Stirn. Malas nahm immer stärker Einfluß auf ihn, wenn er das auch nicht wahrhaben wollte. In Malas war Leben.

Und er war kein Gott, sondern ein Dämon!

Eine unerklärliche Nervosität ergriff von Caan Besitz. Er fieberte, konnte es kaum mehr erwarten, Malas zu sehen.

Rasch drehte er die letzte Ziffer, dann ließ sich die dicke Stahltür öffnen, und Milburn L. Caan sah den Jadedämon. Unterarmgroß war die Figur, gedrungen der Körper, stämmig die Beine. Der Kopf war irgendwie klumpig, und ein Ring aus funkelnden Diamanten umschloß ihn.

Das Gesicht glich einer bösen Teufelsfratze, und in den Augenhöhlen steckten blutrot leuchtende Rubine, von denen ein geheimnisvolles Feuer ausging.

So wie heute hatte Caan noch nie empfunden. Das irritierte ihn. Er wußte nicht, was er davon halten sollte. Was war mit seinem klaren Verstand los?

Caans Blick trübte sich. Das Rote der Rubine verschwamm, wurde größer. Caan fühlte sich von roten Augen angestarrt, scharf, durchdringend.

Alles um ihn trat auf eine merkwürdige Weise zurück, wurde unwirklich. Er sah bald nur noch diese verschwommenen roten Augen, und plötzlich vibrierte eine Stimme in ihm.

Malas sprach zu ihm!

Der grüne Dämon sagte nur ein Wort: *»Töte!«*

Und Milburn L. Caan gehorchte…

***

Virgil Redmond wusch sich schnaufend das Gesicht. Immer wieder klatschte er sich Wasser auf Nase, Mund und Wangen. Dann richtete

er sich auf und betrachtete sich im Spiegel. Die Schwellung war groß und häßlich gerötet.

Diesmal war Caan zu weit gegangen.

Redmond war nicht gewillt, den Faustschlag einfach hinzunehmen. Was Caan getan hatte, schrie nach Vergeltung. Redmond kannte darauf nur eine Antwort: Mord!

Er hätte sich schon viel früher von Caan trennen sollen. Viel Ärger wäre ihm erspart geblieben. Mochte der Teufel wissen, warum er so lange gezögert hatte.

Heute hatte Caan den Bogen überspannt, und Virgil Redmond war ihm dafür direkt dankbar, denn nun hatte ihn Caan endlich soweit gebracht, daß er entschlossen war, zur Waffe zu greifen.

Er trocknete sein Gesicht ab, brachte seine Frisur in Ordnung und holte anschließend seine Pistole aus dem Schrank. Da die Männer, die sich außer ihm und Caan an Bord befanden, den Mord nicht sofort mitbekommen sollten, beschloß Redmond, einen Schalldämpfer zu verwenden.

Niemand würde den Schuß hören, und Redmond würde nach dem Mord genug Zeit haben, die Leute zu präparieren, damit keiner von ihnen sich zu einer Kurzschlußhandlung hinreißen ließ.

Bedächtig schraubte Virgil Redmond den klobigen Schalldämpfer auf seine Waffe. Ein gemeines Grinsen verzerrte sein geschwollenes Gesicht.

Er würde sich von einer lästigen Last *befreien*.

Schwer lag die Pistole in seiner Hand. Zu sechst hatten sie den Postraub verübt, und in Kürze würde es nur noch einen geben, der davon einen Nutzen hatte: Virgil Redmond.

Er würde nicht länger warten, sondern das Geschäft innerhalb der nächsten 24 Stunden unter Dach und Fach bringen. Er brauchte Caan nicht dazu.

Seine Nerven strafften sich, als er zu Caan zurückkehrte. Er versteckte die Pistole hinter seinem Rücken. Caan schloß soeben den Tresor.

Langsam drehte er sich um, und für einen Moment glaubte Virgil Redmond, in den Augen des Komplizen ein rubinrotes Leuchten zu sehen.

Redmond bebte innerlich. Er konnte den Anblick dieses verhaßten Kerls schon nicht mehr ertragen. Caan war völlig ahnungslos. Es würde sehr leicht sein, ihn zu erschießen.

Redmond gefiel nicht, wie Caan ihn ansah - überheblich, als wäre er der allerletzte Dreck. Gleich würde er anders dreinsehen. Ängstlich, entsetzt…

»Ich hoffe, du erwartest nicht von mir, daß ich mich entschuldige«, sagte Milburn L. Caan kalt.

»Das ist nicht nötig«, erwiderte Virgil Redmond. Seine Stimme war vor Aufregung ganz heiser.

»Auf eine Entschuldigung könntest du ewig warten«, sagte Caan von oben herab.

»Das Schicksal hatte keine glückliche Hand, als es uns beide zusammenführte«, behauptete Redmond.

»Endlich mal ein Punkt, wo wir völlig übereinstimmen«, sagte Caan.

»Deshalb ist es Zeit, daß wir uns trennen.«

»Und wie stellst du dir das vor?« fragte Caan.

»Eigentlich sehr einfach«, erwiderte Redmond. »Und zwar *so*.« Bei diesen Worten holte er die Pistole hinter seinem Rücken hervor und zielte damit auf den Komplizen.

Caan reagierte darauf mit Erstaunen, aber er war nicht geschockt. »Ist das dein Ernst?« fragte er völlig nüchtern.

»Mein vollster«, sagte Virgil Redmond.

»Hast du dir das auch reiflich überlegt?«

»Gib dir keine Mühe, du kannst mich nicht, dämlich quasseln. Du schaffst es nicht, mich zu überreden, dich am Leben zu lassen. Die Partnerschaft mit dir stinkt mir schon lange. Deshalb wirst du heute aussteigen.«

»Wie wirst du das den Männern erklären?« wollte Caan wissen.

»Oh, die werden keine Schwierigkeiten machen. Sie lieben Geld über alles. Ich werde ihre Bezüge verdoppeln, und schon habe ich sie alle auf meiner Seite. Wenn ich nicht mehr mit dir teilen muß, habe ich Geld genug. Niemand wird um dich trauern.«

Caan lächelte dünn. »Virgil, Virgil, du kannst einem fast leid tun. Immer hast du Pech. Ich wollte es für mich behalten, aber nun werde ich dir mein Geheimnis doch verraten: Malas hat mich unter seinen persönlichen Schutz gestellt. Ja, du hörst richtig. Du kannst mir nichts anhaben, weil der Jadegott mich beschützt.«

»Was schwafelst du denn für verrücktes Zeug daher?«

»Es ist so, wie ich sage. Du kannst mich nicht töten.«

»Was ist plötzlich los mit dir? Hast du auf einmal nicht mehr alle Latten am Zaun? Was soll der Blödsinn?«

»Ich bin unverwundbar«, behauptete Caan.

»Das glaubst du doch nicht wirklich.«

Caan wölbte ihm die Brust entgegen und forderte ihn unerschrocken auf, abzudrücken. Damit verwirrte er Redmond. »Na los doch!« verlangte Milburn L. Caan. »Schieß!«

Virgil Redmond drückte ab…

***

Die Falle wartete auf uns, doch wir hatten keine Lust, hineinzutappen. Fred Arness hatte uns so gewarnt, daß es jene, die ihn

in ihrer Gewalt hatten, nichts bemerkten.

Da, wo er uns angeblich erwartete, würde jemand anders auf der Lauer liegen. Unsere Gegner hatten uns durch Arness sagen lassen, was wir tun sollten, und genau das durften wir nicht tun.

Sie erwarteten, daß wir mit dem Sedan kamen. Also mußten wir mit dem Boot kommen, und während sie auf dem Land auf uns warteten, würden wir uns ihnen von der Wasserseite her nähern.

»Hoffentlich kriegen wir Fred wohlbehalten wieder«, sagte Noel Bannister grimmig. »Wenn sie ihm auch nur ein einziges Härchen seines Spitzbarts krümmen, werde ich zum Tier.«

Wir mieteten ein kleines, schnelles Boot und machten uns auf den Weg. Ich hätte gern gewußt, was sich wirklich ereignet hatte, und ich hoffte, daß Fred Arness bald in der Lage sein würde, es uns zu berichten.

Ich steuerte das Motorboot, während Noel neben mir stand und nach dem alten Leuchtturm Ausschau hielt.

»Fred ist ein prima Kerl«, sagte Noel. »Er redet nicht viel, aber du kannst mit ihm Pferde stehlen. Es gibt nur wenige von seiner Sorte. Aus ihm kann noch sehr viel werden.«

»Du kriegst ihn wieder«, sagte ich, aber ich war davon nicht restlos überzeugt, und Noel wußte das bestimmt auch.

Dennoch nickte er beipflichtend. »Ja«, brummte er, und über seiner Nasenwurzel stand eine tiefe Falte. »Ja, ich kriege ihn wieder. Und er wird okay sein.«

Ich zog das Boot an einer dünnen Landzunge vorbei, und im nächsten Moment straffte sich der schlaksige Körper meines Freundes. Er wies mit der Hand auf den Leuchtturm, den er soeben entdeckt hatte. Ich nickte.

Und ich fragte mich unruhig, was dort auf uns wartete…

***

Virgil Redmond schoß. Die Waffe spie Feuer, aber Milburn L. Caan zuckte nicht einmal mit der Wimper. Wie war das möglich? Auf diese Entfernung schoß nicht einmal jemand vorbei, der zum erstenmal eine Pistole in der Hand hielt. Redmond starrte seinen Komplizen verdattert an. Seine Kehle wurde eng.

»Was sagst du nun?« fragte Caan und grinste. »Malas beschützt mich. Ich habe einen Verbündeten.«

»Unmöglich«, keuchte Redmond kopflos. *»Unmöglich!«*

»Willst du's noch mal versuchen?« fragte Caan und wies einladend auf seine Brust.

Redmond feuerte tatsächlich noch einmal, und er drückte noch ein drittes Mal ab. Es mußte stimmen, was Caan behauptete. Er war unverwundbar.

Caan trat vor. Redmond war dermaßen verwirrt, daß er nicht reagierte. Caan nahm ihm die Pistole aus der Hand. Redmond ließ es geschehen. Seine Finger öffneten sich und gaben die Waffe frei.

Milburn L. Caan grinste ihn triumphierend an. »Siehst du, wie wichtig es ist, daß man sich beizeiten nach einem guten Freund umsieht? Ich bin ein vorausschauender Mensch. Ich wußte, daß du schon bald zur Kanone greifen würdest. Ein Einfaltspinsel wie du ist leicht auszurechnen.«

Caan schlug mit der Pistole zu. Redmond brach zusammen.

Sein Komplize richtete die Waffe auf ihn.

Virgil Redmond schüttelte den Kopf. »Nein, Milburn, nein… Ich bitte dich…«

»Acht Kugeln befanden sich im Magazin. Dreimal hast du auf mich geschossen, bleiben fünf Kugeln für dich.«

»Laß uns reden, Milburn…«

»Ich wüßte nicht, was es zwischen uns noch zu bereden gäbe.«

Virgil Redmond zitterte vor Angst. »Du… du willst der Boß sein… Okay, ich habe nichts dagegen. Ich werde von nun an tun, was du sagst. Wir sind nicht mehr gleichberechtigte Partner. Du bist jetzt der Boß. So wolltest du es doch immer haben, nicht wahr? Ich bin damit einverstanden. Ich… ich bin sogar bereit, dir etwas von meiner Hälfte abzutreten.«

»Wenn ich dich erschieße, gehört mir alles«, sagte Caan rauh.

»Alles…«, sagte Redmond heiser. Der Schweiß rann ihm in Strömen über das Gesicht. »Meinetwegen… Du kannst alles haben… Ich steige aus… Ich gehe von Bord, und du siehst mich nicht wieder. Das… das ist doch ein Angebot, das du akzeptieren kannst, Milburn. Es tut mir leid, was ich getan habe.«

»Quatsch!« herrschte Caan ihn an.

»Es tut dir nur leid, daß es nicht geklappt hat.«

»Ich entschuldige mich. Ich tue, was du willst, Milburn…«

»Meine Güte, was bist du doch für eine feige Kreatur. Liegst hier vor mir auf den Knien und flennst um dein erbärmliches Leben. Du bist widerlich. Wollen wir nicht sehen, ob Malas vielleicht auch über dich schützend seine Hand hält?«

»Nein«, stöhnte Virgil Redmond.

Caan zielte auf seine Stirn.

»Bitte!« flehte Redmond.

Aber Milburn L. Caan war unerbittlich. Sein Zeigefinger krümmte sich, und Redmonds Waffe spie abermals Feuer.

***

Er lag im Leuchtturm auf dem Boden, war an Händen und Füßen gefesselt und allein. Wo sich die Kull-Cyborgs befanden, wußte er

nicht, aber er konnte es sich denken.

Sie lagen bestimmt auf der Lauer und warteten auf Tony Ballard und Noel Bannister. Sie hatten ihn gezwungen, Noel anzurufen, und sie hatten ihm gesagt, was er dem Freund und Kollegen mitteilen sollte. Er hatte dies mit seinen eigenen Worten getan und hoffte, daß Noel die Bemerkung mit dem Genever richtig deutete.

Wenn nicht, gab es eine Katastrophe, denn dann erwischten die Cyborgs auch Tony und Noel.

Eine dicke, fette Spinne krabbelte ihm über den Hals. Er hielt still, um sie nicht zu reizen. Er wollte nicht von ihr gebissen werden. Spinnenbisse können sehr schmerzhaft sein.

Das Insekt lief über seine Kehle.

Wenig später spürte er es nicht mehr. Er atmete auf und lauschte in die Stille des alten, finsteren Leuchtturms.

Wie würden Tony und Noel vorgehen?

Fred Arness überlegte, was er an ihrer Stelle getan hätte. Ganz bestimmt wäre er nicht mit dem Wagen gekommen. Er hätte die Cyborgs von der Wasserseite her auszutricksen versucht.

Er war fast sicher, daß die Freunde aus dieser Richtung kommen würden. Das Brummen eines Bootsmotors wäre Musik in seinen Ohren gewesen.

Aber es blieb still.

Und das lange Warten nagte an Arness' Nerven…

***

Als die Feuerzunge aus dem Schalldämpfer leckte, schrie Virgil Redmond heiser auf. Er zuckte wild zusammen und schloß die Augen. Aber einen Herzschlag später riß er sie auf und blickte Caan entgeistert an.

Caan schoß noch einmal.

Es passierte wieder nichts.

»Siehst du«, sagte Caan. »Malas schützt auch dich.«

»Tat… Tatsächlich«, stammelte Virgil Redmond. »Es ist wahr. Du hast recht.«

Da fing Caan laut zu lachen an. »Du selten dämlicher Hund. Begreifst du immer noch nicht?«

»Nein. Was?«

»Daß ich dich geleimt habe. Malas beschützt dich genauso wenig wie mich. Ich sagte vorhin, daß ich ein vorausschauender Mensch bin, und *diesem* Umstand verdanke ich es, daß ich unverletzt blieb. Ich rechnete damit, daß du deine Kanone gegen mich richten würdest, und habe rechtzeitig etwas dagegen unternommen. Es befinden sich Platzpatronen im Magazin deiner Pistole. Jetzt bist du von den Socken, was? *Das* ist das Geheimnis meiner Unverwundbarkeit. Auf

Malas' Schutz würde ich mich niemals verlassen.«

»Du verdammter…«

Caan warf Redmonds Pistole fort und zog die eigene. Redmond verstummte augenblicklich.

»Nicht nur du hattest die Idee, das Geschäft allein abzuwickeln«, sagte Caan. »Auch mir kam der Gedanke, die an Bord befindlichen Männer mit mehr Geld auf meine Seite zu holen. Pech für dich, daß ich die Idee früher hatte. Die Männer hören bereits nur noch auf mein Kommando.«

»Ich wußte immer schon, daß man dir nicht trauen kann«, knirschte Virgil Redmond.

»Wie ernst war es dir mit dem Angebot, von Bord zu gehen und auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden?«

»Die Statue gehört dir allein. Mach damit, was du willst. Hoffentlich erstickst du bald an deiner verfluchten Habgier.«

Milburn L. Caan öffnete die Tür und rief einen seiner Männer. Ein großer, bulliger Kerl erschien. Redmond hatte sich inzwischen erhoben.

Caan wies auf Redmond. »Unser Freund Virgil will uns verlassen. Bring ihn fort.«

Butch Gwynne - so hieß der Bullige - nickte. »Okay, Boß.«

»Er läßt alles hier«, sagte Caan. »Er reist ohne Gepäck.«

»Okay«, sagte Gwynne. Und zu Redmond gewandt: »Virgil!«

Redmond fühlte sich an Leib und Seele zerstört. Alles umsonst, dachte er. All die Strapazen, das Risiko, das ich auf mich nahm, der totale Einsatz… Umsonst. Jetzt hat er die Beute allein, und ich muß froh sein, daß er mir mein Leben läßt.

Geschlagen ging er an Butch Gwynne vorbei.

Der Bullige wandte sich um und blickte Caan fragend an, bevor er ging. Caan streckte die Faust vor, und sein Daumen wies nach unten.

Da wußte Gwynne Bescheid.

Redmond sollte sterben!

***

Arness hatte alles versucht, um die Fesseln loszuwerden, doch die Cyborgs hatten ihn sehr sorgfältig gebunden. Schmerzhaft schnitten die Stricke in sein Fleisch. Die Gelenke waren jetzt angeschwollen. Das war alles, was er erreicht hatte.

Ob er versuchen sollte, gefesselt aus dem Leuchtturm zu kriechen? Lange schon war sein Hemd wieder völlig vom Schweiß durchnäßt, und Schweißperlen rannen ihm über die Wangen und sickerten in seinen Kinnbart.

Er drehte sich auf die Seite, legte sich auf den Bauch und wollte losrobben. Da erreichte *endlich* ein leises Motorengeräusch sein Ohr.

Ein Motorboot!
Jedermann konnte in dem Boot sitzen, doch Fred Arness dachte nur an Tony Ballard und Noel Bannister.

***

Virgil Redmond wollte seine Brieftasche aus seiner Kajüte holen, doch Gwynne verwehrte es ihm. »Der Boß will, daß du sofort von Bord gehst«, sagte der Bullige.
»Aber ich habe meine Papiere und mein ganzes Geld in der Brieftasche.«
Butch Gwynne überlegte kurz. »Na schön«, sagte er dann. »Aber beeile dich. Ich will deinetwegen keinen Ärger kriegen. Und keine Tricks, verstanden?«
Redmond holte die Brieftasche. Gwynne schaute ihm dabei aufmerksam auf die Finger. Dann begaben sie sich an Deck. Die Männer, die die Yacht bewachten, beachteten Virgil Redmond kaum. Sie schienen zu wissen, was geschehen war, nahmen von Redmond, dem Verlierer, keine Notiz mehr.
Gwynne ließ das Beiboot ins Wasser und war Redmond beim Einsteigen behilflich. Dann startete er den Außenbordmotor, und sie entfernten sich von der Yacht.
Enttäuscht und grimmig blickte Redmond zurück. Vor seinem geistigen Auge lief ein Film ab. Er erlebte noch einmal, was sich in der jüngsten Vergangenheit alles ereignet hatte. Die Planung des Überfalls, die Ausführung des Coups, die Flucht mit der Beute aus den Staaten, die verschiedenen Stationen in Venezuela - und dann das nervenaufreibende Leben mit Milburn auf der Yacht…
Und was hatte ihm das alles eingebracht?
Mit leeren Händen mußte er die Yacht verlassen. Beinahe hätte er sogar seine Brieftasche dalassen müssen. Der Wunsch, sich zu rächen, wurde in ihm immer größer. Wenn er leer ausging, sollte sich Milburn nicht ins Fäustchen lachen und bald in Geld schwimmen. Auch Milburn L. Caan sollte durch die Finger schauen, dafür würde er sorgen. Gleich fühlte er sich etwas besser, und er lachte schadenfroh in sich hinein.
Milburn L. Caan hielt sich für so gescheit, doch in Wahrheit war er ein Dummkopf.
Die ALBATROS löste sich allmählich in der Dunkelheit auf.
Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen, überlegte Virgil Redmond. Ich werde meine Trümpfe gut ausspielen, und du wirst auf die Schnauze fallen, *Freund*.
Vor ihnen tauchten die dunklen Umrisse einer kleinen Insel auf. Butch Gwynne hielt darauf zu. Er lenkte das kleine Boot in eine unscheinbare Bucht.

»Ich hoffe, du nimmst mir nichts krumm«, sagte Gwynne zu Redmond. »Ich persönlich habe nichts gegen dich.«

»Ist schon in Ordnung«, sagte Redmond und winkte ab. »Milburn hat dich mit Geld geködert, und du denkst, dich für den besseren Mann entschieden zu haben, aber das ist er nicht, das wirst du schon noch erkennen.«

»Was wirst du jetzt tun?«

»Weiß ich noch nicht«, antwortete Redmond, aber das stimmte nicht. Er hatte bereits sehr genaue Vorstellungen von dem, was er in die Wege leiten würde, sobald er an Land war. Doch das band er Gwynne nicht auf die Nase.

Butch Gwynne stellte den Motor ab. Fast lautlos glitt das Boot auf den hell schimmernden Strand zu. Bald knirschte Sand unter dem Kiel, und das Boot blieb mit einem sanften Ruck stehen.

Der bullige Gwynne sprang an Land. »Warte, ich helfe dir«, sagte er zu Redmond und streckte ihm die Hand entgegen.

Redmond nahm die Hilfe an. Er sprang und landete, gestützt von Gwynne, neben diesem.

»Tut mir leid, daß es so gekommen ist«, sagte Gwynne.

Virgil Redmond zuckte mit den Schultern. »Die Bullen haben zwei von uns erschossen, und zwei sitzen im Zuchthaus. Wenn man's so betrachtet, bin ich nicht so schlecht dran.«

»Wenn du's *so* siehst, wirklich nicht«, sagte Gwynne.

Redmond wollte gehen.

Gwynne griff nach seiner Armbanduhr. Redmond fiel die Bewegung nicht auf.

Butch Gwynne zog eine widerstandsfähige Stahlsaite aus der Uhr. Er ließ Virgil Redmond zwei Schritte gehen, und dann warf er ihm von hinten die dünne Saite über den Kopf.

Blitzschnell ging das.

Redmond erschrak. Er spürte die Stahlschlinge und wollte die Finger darunterschieben, doch Gwynne zog sie sofort zusammen. Seine ganze Kraft setzte er ein, und das war nicht wenig.

Virgil Redmond hatte keine Chance.

Als er tot war, versteckte Gwynne die Leiche im dichten Tropenwald. Es würde lange dauern, bis man Virgil Redmond fand - wenn überhaupt…

ENDE des ersten Teils